

J. M. Schmidt

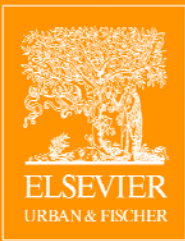
Homöopathie und Wissenschaft

3. Köthener Sommerkurs Homöopathiegeschichte (2008)

Homöopathie und Wissenschaft – eine Beziehungsgeschichte der besonderen Art

Josef M. Schmidt

Elsevier GmbH/Urban & Fischer, München 2009



J. M. Schmidt

Homöopathie und Wissenschaft

3. Köthener Sommerkurs Homöopathieggeschichte (2008)

Schriftenreihe Köthener Sommerkurse Homöopathieggeschichte

Herausgegeben von Josef M. Schmidt

Band 3 (2008)

© Elsevier GmbH/Urban & Fischer, München 2009

ISBN 978-3-437-58690-3

Vorwort

Die Köthener Sommerkurse Homöopathieggeschichte finden seit 2006 jährlich, meist Anfang September, in Köthen statt. Die Bedeutung dieser Kleinstadt in Sachsen-Anhalt für die Homöopathie geht auf deren Begründer, Samuel Hahnemann, zurück, der hier von 1821 bis 1835 lebte und wirkte. Am gleichen Ort wurden 1829 der bis heute aktive Deutsche Zentralverein homöopathischer Ärzte (DZVhÄ) sowie 2001 die Homöopathie-Stiftung des DZVhÄ und das Europäische Institut für Homöopathie (InHom) gegründet.

Mit den damit gegebenen institutionellen Möglichkeiten stellte sich die Frage nach den vordringlichen Forschungsaufgaben und Lehrinhalten. Diese zu bestimmen, ist keine leichte Aufgabe, solange man sich nicht an klaren, gut abgesicherten Kriterien orientieren kann. Um diese zu entwickeln, bedarf es aber eines geistesgeschichtlichen Hintergrundes, auf dem sich die wissenschaftstheoretischen, sozio-ökonomischen, politischen und vielen anderen Dimensionen der Homöopathie abbilden, einordnen und bewerten lassen.

In enger Zusammenarbeit mit der Weiterbildungs-Beauftragten im Vorstand des DZVhÄ, Frau Angelika Gutge-Wickert, tauchte der Gedanke auf, eine jährliche Veranstaltungsreihe ins Leben zu rufen, die dazu dienen soll, einer Gruppe historisch und philosophisch interessierter Homöopathen das Wissen, die Einsichten und die Kompetenzen zu vermitteln, die man heute zusätzlich zum professionellen Fachwissen braucht, um sich in Zeiten raschen Wandels und postmoderner Polyperspektivität zurechtzufinden. Auf diese Weise könnte und sollte die Homöopathenschaft in die Lage versetzt werden, sich selbst einen bewussten und informierten Zugang zu ihrer Tradition, Identität und ihren Zielen zu erarbeiten.

Inzwischen hat der Köthener Sommerkurs Homöopathieggeschichte dreimal stattgefunden, und wiederholt wurde der Wunsch geäußert, die vom Kursleiter präsentierten Vorträge kompakt in schriftlicher Form zu veröffentlichen. So sei dem Elsevier-Verlag, speziell Herrn Rolf Lenzen und seinem Team „Komplementäre und Integrative Medizin“, gedankt, mit der neu geschaffenen Schriftenreihe die fortlaufende Publikation bisheriger und künftiger Kursinhalte zu gewährleisten.

München, im Februar 2009

Josef M. Schmidt

Inhalt

Ankündigung	4
I. Die Homöopathie als homöostatisches System	5
1. Einleitung	5
2. Homöopathie und Homöostase	6
3. Medizinhistorische und philosophische Aspekte	8
4. Die Homöopathie Hahnemanns	10
5. Das „Organon der Heilkunst“	11
6. Der Konstituierungsprozess der Homöopathie	12
7. Die Anpassungsleistung der Homöostase	13
8. Das Konzept der Homöostase	15
II. Homöopathie und (aristotelische) Wissenschaft	17
1. Einleitung	17
2. Wissenschaft	18
3. Naturwissenschaft	20
4. Aristoteles	22
5. Zwei Arten von Wissenschaft	25
6. Homöopathie	26
7. Die wissenschaftshistorische Sicht	28
III. Wissenschaftstheoretische Grundlagen	30

Ankündigung

3. Köthener Sommerkurs Homöopathiegeschichte
am Europäischen Institut für Homöopathie (InHom),
6. – 7. September 2008 in Köthen (Anhalt)

Homöopathie und Wissenschaft – eine Beziehungsgeschichte der besonderen Art

So wie „vor den Erfolg“ „die Götter den Schweiß gesetzt“ haben, so sollte, bevor man die Frage nach der Wissenschaftlichkeit der Homöopathie stellt, die wissenschaftliche Methode zunächst einmal die Auseinandersetzung mit der Frage gebieten: Was ist überhaupt Wissenschaft? Wo fängt sie an und wo hört sie auf? Und anknüpfend daran: Seit wann gibt es wissenschaftliche Medizin und welche Spielarten herrschten in ihrer Geschichte vor – je nach kulturellen, politischen, gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen? Erst dann ließe sich sinnvoll weiterfragen: Welche Art von Wissenschaft erscheint der Humanmedizin und ihrem Gegenstand (der Heilung von kranken Menschen) – aus heutiger Sicht – am angemessensten? Reduktionistische Naturwissenschaft, rationalisierende Geisteswissenschaft, fromme Heilswissenschaft oder gar spirituelle Weisheit, Mystik, Esoterik usw.? Woran sich endlich die Frage anschließen könnte: Erfüllt die Homöopathie die Kriterien dieses vorab zu definierenden wissenschaftlichen Rahmens?

Homöopathen täten gleichwohl gut daran, sich darüber zu verständigen, was anlässlich dieser Fragestellung unter Homöopathie zu verstehen sein sollte. Welche Art von Homöopathie soll bzw. kann überhaupt auf Wissenschaftlichkeit hin untersucht werden? Nur ihr vermeintlich „Evidenz-basierter“ Kern, ihre textkritisch überlieferte Dogmatik oder auch spekulative, assoziative und intuitive Strömungen – gar bis hin zum Bekenntnis zur Tradition der Hermetik und des Schamanismus? Historisch betrachtet hat sich das Selbstverständnis der Homöopathie ja immer wieder gewandelt – bis hin zum heutigen postmodernen Pluralismus heterogener Schulen und Richtungen.

Wie müssten also die Begriffe Homöopathie und Wissenschaft neu befragt, überdacht und ggf. revidiert werden, damit die Gleichung aufgeht? Unter welchen Bedingungen und in welcher Form wäre Homöopathie tatsächlich Wissenschaft – und ab wann nicht mehr? Welche Konsequenzen hätte schließlich die Klärung dieser Grund-Koordinaten für die Homöopathie und ihre weitere Entwicklung, Forschung und Politik einerseits und den Wissenschaftsbetrieb der Medizin andererseits?

Im 3. Köthener Sommerkurs Homöopathiegeschichte soll versucht werden, den historischen und philosophischen Hintergrund für einen informierten Umgang mit dieser Problematik zu erarbeiten. Das Seminar setzt neben Grundkenntnissen in Geschichte und Philosophie ein Interesse an geisteswissenschaftlichen Fragen voraus, das über ein Streben nach medizinisch unmittelbar anwendungsbezogenem Faktenwissen hinausgeht. Im Hinblick auf eine evtl. geplante Wissenschaftliche Fachgesellschaft Homöopathie dürfte die Aktualität und Relevanz der diesjährigen Thematik für die Entscheidungsträger der homöopathischen Gemeinschaft ohnehin selbst-evident sein.

Neben traditionellen Unterrichtsformen (Powerpoint-Präsentation o.ä.) sollen – nach Möglichkeit – auch neuere didaktische Methoden (Problem-orientiertes Lernen o.ä.) eingesetzt werden.

Kursleitung:

Priv. Doz. Dr. med. Dr. phil. Josef M. Schmidt
Institut für Geschichte der Medizin
Ludwig-Maximilians-Universität München

I. Die Homöopathie als homöostatisches System

1. Einleitung

Einleitung

- „Alles fließt“ (Heraklit) vs. Bleibendes, ewige Wahrheiten
- - Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis vs.
 - Dekonstruktion jeder wissenschaftlichen Aussage
- Medizin bzw. Heilkunde:
 - ein weites Spektrum unterschiedlichster Schulrichtungen
- Beispiel Homöopathie: seit 200 Jahren lebendig
- Etymologie, Terminologie
 - „hómoion páthos“
 - Similia similibus curentur

Auf den vorsokratischen Philosophen *Heraklit* geht der Ausspruch zurück, dass „alles fließt“. Wenn dem so wäre, dann flössen wohl nicht nur Gebirgsbäche, Geldströme und Nervenimpulse, sondern fatalerweise auch der Boden unter unseren Füßen, der eigene Leib und das geistige und seelische Gerüst, mit dem wir versuchen, die Welt und unser Leben zu strukturieren sowie Theorien und Glaubenssätze zu stützen.

Gibt es aber wirklich nichts Beständiges, Bleibendes, ewig Wahres, das sich trotz wechselnder Rahmenbedingungen durchhält und nicht vergeht? Bestimmte Tatsachen, Zusammenhänge, Gesetzmäßigkeiten etwa, oder Werte, Ideale, Gedanken, oder Religionen, Wissenschaften, Heilsysteme? Muss man nicht, um Fließen überhaupt wahrzunehmen, notwendigerweise eine (zumindest relativ) feste Position innehaben? Wie und wo könnte aber der erhoffte archimedische Punkt heute

gesucht bzw. errichtet werden, von dem allein aus man die ganze Welt bewegen kann?

Bis vor wenigen Jahrzehnten war der Glaube an die grundsätzliche Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis – zumindest in nicht speziell philosophisch versierten Fächern – relativ ungebrochen, etwa im Hinblick auf die Entdeckung neuer Teilchen, Strukturen oder Naturgesetze. Inzwischen gibt es jedoch kaum noch wissenschaftliche Aussagen, die nicht konstruktivistisch, relativistisch oder kulturkritisch dekonstruierbar wären. Dies betrifft so gut wie alle Geistes- und Naturwissenschaften, von der Philosophie, Psychologie und Soziologie bis zur Physik, Chemie und Biologie, einschließlich der Medizin.

Was wir als Medizin bzw. Heilkunde bezeichnen, erweist sich bei näherem Hinsehen keineswegs als eine klar definierte Disziplin aus einem Guss, sondern eher als so etwas wie ein Sammelbegriff für ein breites Spektrum unterschiedlichster Schulrichtungen, von denen in unserer Gesellschaft einige relativ gut, andere recht und schlecht und wieder andere so gut wie gar nicht anerkannt sind. Am festesten etabliert ist heute die an allen medizinischen Fakultäten der Universitäten unserer zivilisierten Welt gelehrt und praktizierte „Schulmedizin“, die im Moment kaum gesellschaftliche Legitimations-Probleme hat, weshalb nach der Tragfähigkeit ihrer epistemologischen Wurzeln nur wenig gefragt wird. „Alternative“ Ansätze bzw. Heilmethoden dagegen werden seit jeher wesentlich kritischer beäugt, analysiert und – wo möglich – als Scharlatanerie zu entlarven versucht. Dabei zeigt sich oft ein eigenartiges Phänomen. Ungeachtet ihrer vermeintlichen naturwissenschaftlich-rationalen „Widerlegung“ vonseiten der modernen Medizin erfreuen sie sich dennoch zum Teil beachtlicher Erfolge und ungebrochener Popularität.

Ein instruktives Beispiel für ein Heilsystem, das – trotz heftiger Kritik und Gegnerschaft und

trotz ständig wechselnder politischer, sozialer und ökonomischer Rahmenbedingungen – sich zumindest als Begriff nicht nur über 200 Jahre durchgehalten, sondern über alle Kontinente bzw. in zahlreichen Ländern und Kulturen ausgebreitet hat, ist die Homöopathie. Immer wieder totgesagt, ist sie nach wie vor, besonders seit ihrer kürzlichen „Renaissance“, sehr lebendig. In Indien, dem weltweit größten homöopathischen Markt derzeit, sind immerhin etwa 500.000 homöopathische Therapeuten tätig. In Deutschland hat der 1829 gegründete und sehr rege „Deutscher Zentralverein homöopathischer Ärzte“ derzeit etwa 4.000 Mitglieder.

Was aber ist Homöopathie, worauf beruht sie, was konstituiert sie, was hat sich mit ihr rund um die Welt verbreitet, was wird da praktiziert? Sie ist ein historisches Faktum, das steht fest. Doch ist sie eine Entität, eine Wahrheit, eine Methode, ein Modell oder ein Konstrukt? In Ermangelung einer exakten, allgemein verbindlichen Definition begnügte man sich traditionellerweise meist mit dem Verweis auf die Terminologie, auf *hómoion páthos*, was „ähnliches Leiden“ heißt und auf das Ähnlichkeitsprinzip *Similia similibus curentur* anspielt, das so viel bedeutet wie „Ähnliches möge mit Ähnlichem behandelt werden“. Etwas konkreter gefasst, ist damit gemeint, dass ein Kranker mit einem Arzneimittel behandelt werden soll, das, wenn es ein Gesunder einnimmt, bei diesem ähnliche Symptome hervorruft wie diejenigen, die der Kranke gerade hat. Diese allgemeine Formel sollte zwar jeder Homöopath weltweit so oder ähnlich wiedergeben können und seiner Praxis zugrunde legen, doch wie sie im Einzelfall jedes Mal angewandt wird, was darunter subsumiert wird und wie sie mit konkretem Leben gefüllt wird, das steht auf einem anderen Blatt.

2. Homöopathie und Homöostase

Homöopathie und Homöostase

- - Begriff „Homöopathie“ (Samuel Hahnemann, 1810) vs. - Begriff „Homöostase“ (Walter Cannon, 1929)
- „Homöo-stase“ vs. Hypo-, Ek-, Apo- und Ana-stase
- Homöostase:
 - Permanente Reproduktion einer Erscheinungsform
 - Aufrechterhaltung eines Zustandes, Milieus, Status
- Funktionalistisches, relationales, vernetztes Denken (heute) vs. Ontologisches, subjekthafes, geistliches Denken (früher)
- Heute: Systemdenken als interdisziplinäres Paradigma
Ökonomie als Leitwissenschaft

Was hat Homöopathie mit Homöostase zu tun? Obwohl die beiden Termini ähnlich klingen, stehen dahinter sehr unterschiedliche Konzepte. Der Begriff „Homöopathie“ wurde 1810 von *Samuel Hahnemann* geprägt und bezeichnet eine ärztliche Handlungsmaxime, Patienten mit Blick auf ihre Symptome jeweils mit einem Medikament zu behandeln, das bei Arzneimittelprüfungen an Gesunden ähnliche Symptome erzeugt. „Homöostase“ dagegen ist ein von *Walter Cannon* 1929 eingeführter Begriff und wird vor allem in der Kybernetik und Systemtheorie im Sinne eines Fließgleichgewichts verwendet, das durch Rückkopplungs- und Selbstregulations-Mechanismen aufrechterhalten wird. Das dahinter stehende Konzept eines stationären Zustands bei gleichzeitiger Dynamik der ihn unterhaltenden Prozesse lässt sich vielleicht auch dadurch erhellen, dass man Homöo-stase semantisch abgrenzt gegenüber Hypo-stase, Ek-stase, Apo-stase und Ana-stase.

Traditionellerweise ging man – mindestens seit *Aristoteles* – davon aus, dass die Einheit und Identität von dynamischen Phänomenen (Lebewesen, Gedanken, Emotionen u.ä.) durch etwas Substantielles, ihnen Zugrundeliegendes (Hypostatisches) bzw. zu Vergegenständlichendes (Hypostasiertes) konstituiert werde. Durch bestimmte Übungen und Reinigungen

konnten einige begnadete Menschen den Zustand der Ekstase erreichen, d.h. des Aus-sich-heraustretens, Außer-sich-seins, der mystischen oder spirituellen Entrückung bzw. Steigerung. Apostasie dagegen meint das „Abste-hen“ bzw. den Abfall vom rechten Glauben und wird in manchen Religionen durch Exkommunikation oder sogar mit dem Tode bestraft. Anastasis wiederum bedeutet im Christentum die Auferstehung Christi und im Druckwesen ein Verfahren zur Erneuerung alter Drucke.

Wesentlich undramatischer und unheroischer erscheint demgegenüber das Konzept der Homöo-stase, bei dem es weder um das hypostasierte Wesen einer Sache noch um deren Sein oder Nichtsein und auch nicht um einen dionysisch-orgiastischen Ausnahmezustand oder ein sündhaftes Verfehlen bzw. einen glorreichen Neuanfang geht, sondern schlicht um die permanente Reproduktion einer (mehr oder weniger) ewig gleichen Erscheinungsform. Ob es sich um den Blutdruck, die Herzfrequenz oder den Blutzuckerspiegel handelt – die Erfahrung zeigt, dass diese und andere Werte zwar einen gewissen Spielraum haben, in der Regel aber in einem Normalbereich liegen und auch nach temporären Störungen dieses Gleichgewichts sich letztlich wieder ebendort einpendeln.

Die Aufrechterhaltung eines bestimmten Zustands, Milieus bzw. Status ist eine Beobachtung, die wir nicht nur in der Medizin, sondern auch in unserem Alltag machen können. So ubiquitär und kulturübergreifend dieses Phänomen als solches ist, so unterschiedlich waren und sind doch seine theoretischen Erklärungen. Als Beispiel sei nur an die Medizin der Renaissance, des Barock oder der Deutschen Romantik erinnert, in der man spezielle Kräfte, Vermögen oder „Tugenden“ von Organen bzw. eine allgemeine Lebens- oder Naturheilkraft als Ursache verschiedenster körperlicher Regulationsvorgänge annahm.

In der mehr profanisierten, industrialisierten und globalisierten Moderne ist ontologisches,

subjekthaftes und geistliches Denken zunehmend aus der Mode gekommen und hat funktionalistischen, relationalen und vernetzten Ansätzen Platz gemacht. Angesichts der gefühlten Ohnmacht der einzelnen Menschen gegenüber dem Geschehen an den Weltbörsen, dem Einfluss der Massenmedien oder weltweiten Klimaveränderungen scheint es heute geradezu obsolet zu sein, hoch-komplexe Zusammenhänge immer noch nach dem Modell verantwortlich handelnder Einzel-Subjekte und der von ihnen verursachten Auswirkungen erklären zu wollen.

In modernen Theorien und Konzepten sieht sich der Einzelne stattdessen eher von übermächtigen, autonomen, eigengesetzlichen Systemen beherrscht und konstituiert, als dass er oder seinesgleichen zu hoffen wagen, diese verselbstständigten Mächte jemals noch verändern oder bezwingen zu können. Während allerdings ein zum Wohle seiner Menschenbrüder tätiges menschliches Subjekt sich in der Aufklärung noch einem sittlichen Imperativ verpflichtet wusste, kann diese Dimension in der Systemtheorie nicht mehr gedacht werden – es sei denn, man verwechselt Kategorien des Sozialdarwinismus wie Überlebenskampf, Wettbewerbsvorteil oder Selektion mit der nur in einem ethischen Kontext denkbaren Sittlichkeit.

Diese Einschränkung vorweggenommen und konstatiert, scheint es heute tatsächlich möglich und plausibel zu sein, die verschiedensten Erscheinungen unserer Lebenswelt nach demselben abstrakten Muster zu begreifen. Auch die Wissenschaften selbst können dann aber nicht mehr von dieser neuen Hinsicht angenommen werden. Legt man den Systemgedanken als interdisziplinäres Paradigma zugrunde, müsste sich auch verständlich machen lassen, dass sich weder Geistes- und Sozialwissenschaften noch Naturwissenschaften aus sich selbst heraus legitimieren, geschweige denn existieren können, sondern ebenfalls jeweils vom aktuellen (historischen) technisch-kulturellen Umfeld abhängig sind. In Zeiten

und Zivilisationen, in denen die Ökonomie im Begriff ist, zur mentalitätsgeschichtlichen Leitwissenschaft zu werden, werden sich weder Soziologie noch Psychologie noch Neurologie noch Kernphysik noch Kosmologie diesem Trend verschließen können. Vielmehr tendieren sie dazu, nach dem Vorbild der Ökonomie auch ihre Gegenstände als Systeme zu beschreiben, die ihre vordergründige, scheinbare Stabilität dynamischen, selbstorganisierten und rückgekoppelten Prozessen in ihrem Inneren verdanken.

3. Medizinhistorische und philosophische Aspekte

Medizinhistorische und philosophische Aspekte (1)

- Medizingeschichte: Verschiedenste heilkundliche Konzepte, je nach kulturhistorischem Hintergrund
- Was hat Realität bzw. Sein (Entität):
 - Menschen?
 - Krankheiten?
 - Heilsysteme?
- Medizin muß sich in der Praxis bewähren (nachprüfbar Ergebnisse erzielen)
- Verschiedene Ebenen
 - mechanische, materielle, biochemische vs.
 - metaphysische, weltanschauliche Konzepte

Für die Medizingeschichte wurde diese Sichtweise unter anderem von *Paul U. Unschuld* fruchtbar gemacht, indem sich anhand von interkulturellen Vergleichen verschiedener historischer Heilsysteme zeigen ließ, dass die medizinischen Konzepte einer bestimmten Epoche und Region eng mit den jeweils vorherrschenden Vorstellungen von Gesellschaft, Politik und Ökonomie verknüpft sind. Das eigentlich immer gleiche Phänomen, nämlich der Mensch in seinen gesunden und kranken Tagen, wurde im Laufe der Geschichte einmal als ausgewogene Säftemischung (humoralpathologisch), einmal als Geschöpf bzw. Ebenbild Gottes (iatro-theologisch), einmal als Opfer

böser Geister bzw. krankmachender Eindringlinge (iatro-dämonologisch), einmal als beherrscht von kosmischen Einflüssen (iatro-astrologisch), einmal als chemisches Labor (iatro-chemisch), einmal als physikalisches Räderwerk (iatro-mechanisch), wieder ein andermal als beseelt von einer Lebenskraft (iatro-dynamistisch bzw. -animistisch), wieder ein andermal eher als System rückgekoppelter Prozesse (iatro-kybernetisch) angesehen usw. – um nur eine kleine Auswahl historischer medizinischer Konzepte zu nennen. Dass Konzeptualisierungen bzw. Konstruktionen dessen, was ein Mensch bzw. was Krankheit sein soll, nicht in beliebiger Reihenfolge ihre Karriere durch die Kulturgeschichte der Menschheit machten, sondern jede neue Idee genau ihre Zeit hatte, in der sie plausibel war und für die Zeitgenossen den Anschein von Wahrheit erweckte, lässt sich anhand vieler Parallelen zwischen dem Auf- und Abtauchen medizinischer Gedanken-Systeme einerseits und dem entsprechenden sozio-ökonomischen, politischen und kulturhistorischen Kontext andererseits zeigen.

Im westlichen Kulturkreis entspricht es durchaus dem *common sense*, Menschen Realität bzw. ein Sein zuzusprechen und sogar jeden Einzelnen als Entität aufzufassen. Insofern hätten sich verschiedene Menschenbilder an diesem festen Substrat zu orientieren und würden sich dabei untereinander relativieren.

Bei Krankheiten ist die Frage, ob sie an sich existieren und sich unverändert durch die Geschichte ziehen, bereits nicht mehr so leicht zu beantworten. Am ehesten scheinen bakterielle Infektionskrankheiten wie Tuberkulose oder Lepra, aber auch Degenerations- und Stoffwechselkrankheiten wie Arthrose oder Gicht in allen Epochen und Kulturen sich gleich geblieben zu sein, während „Diagnosen“ wie Postmasturbations-Syndrom, Liebeskrankheit, Besessenheit oder Nervenschwäche eher zeit- und kulturabhängig erscheinen. Hier erscheint der Beobachter (bzw. die Gesellschaft) eine entscheidende, ja konstitutive Rolle einzunehmen,

ohne deren Mitwirkung es bestimmte Phänomene gar nicht geben könnte. Sowie sich die Sichtweise und Wahrnehmung ändert, entstehen und vergehen auch die davon erzeugten und ins Dasein gehobenen Wesenheiten.

Noch eine Abstraktionsstufe weiter stellt sich die Frage, ob auch Heilsysteme eigene Wesen sind oder bloße Theorien, Modelle oder Konstrukte. Tatsache ist doch, dass sich einige davon über Jahrhunderte, sogar über Jahrtausende hielten und vielleicht noch halten werden. Auch hier handelt es sich freilich um Phänomene, deren Dasein sich den Vorstellungen medizinischer Fachleute verdankt, aber auch von den Ängsten, Hoffnungen und Glaubenssätzen zahlloser Patienten mitgetragen wird und deren Plausibilität stark vom Zeitgeist abhängt.

Andererseits geht es in der Medizin nicht um reine Theorie bzw. Spekulation, sondern jede Heilmethode muss sich in der Praxis bewähren, das heißt, muss konkrete, nachprüfbare Ergebnisse erzielen. Dieser Aspekt allein würde – naiv verallgemeinert – die Annahme nahelegen, dass es bestimmte Gesetzmäßigkeiten und Verfahren gibt, die zu allen Zeiten und an allen Orten bei allen Menschen gleichermaßen wirksam sein müssten. Auf einer mechanischen, chirurgischen oder biochemischen Ebene der Vergegenständlichung des Menschen und seiner Krankheiten mag dies zu Recht so erscheinen. Eine Insulininjektion z.B. senkt eben immer und überall den Blutzucker-Spiegel und hätte dies auch vor 2.000 Jahren getan, wenn es sie schon gegeben hätte.

Sogenannte komplementäre und alternative Heilverfahren, deren Methodik meist auf metaphysischen Prinzipien beruht, haben dagegen – indem sie sich über die Ebene des sinnlich jedermann und allezeit Begreifbaren erheben – das dauernde Problem, nicht allgemein anerkannt zu werden. Während die physikalischen und chemischen Gesetzmäßigkeiten des grobstofflichen Bereichs, etwa das Fall-, Hebel- oder Massenwirkungsgesetz, auf der ganzen

Welt offenbar allen Menschen unmittelbar einleuchten und gleich funktionieren, beruhen unkonventionelle Methoden zumindest in ihrer Theorie auf weltanschaulichen Prämissen, die nie und nirgendwo von allen Ärzten und Patienten, sondern in der Regel nur von einer Minderheit geteilt werden.

Dass und wie sich selbst innerhalb einer relativ überschaubaren Gruppe von Anhängern eines heilkundlichen Systems deren theoretische, metaphysische und weltanschauliche Voraussetzungen ändern können, ohne dem Gesamtsystem dadurch Abbruch zu tun, vielmehr es gerade dadurch am Leben erhalten, kann eindrucksvoll am Beispiel der Homöopathie studiert werden. Statt sich – wie die Schulmedizin – auf einfach verifizierbare und exakt definierbare materielle Kategorien zu beschränken, basiert die Homöopathie seit jeher auf relativ unscharfen Begriffen wie Ähnlichkeit, Lebenskraft, Potenzieren, Miasmen usw., die ebenfalls von Anfang an unter Homöopathen kontrovers diskutiert und interpretiert wurden.

Medizinhistorische und philosophische Aspekte (2)

- Homöopathie
 - Wandel und Heterogenität von Konzepten innerhalb der Homöopathie
 - bei relativ gleichbleibendem Gesamteindruck nach außen hin
- Parallelen zu Weltreligionen
- Homöopathie als homöostatisches System
 - einerseits: seit 200 Jahren relativ unverändert
 - andererseits: Dynamik, Fluktuation, Spaltungen, Strömungen
- Homöopathie
 - eine platonische Idee?
 - eine empirische Tatsache?
 - phänomenologisch: eine Heilpraxis!

Nach einer mittlerweile 200-jährigen gemeinsamen Vergangenheit hat sich dieser Zustand innerhalb der homöopathischen Gemeinschaft nicht wesentlich verändert, eher noch verschärft, indem die Heterogenität und Pluralität in Zeiten der Postmoderne weiter zugenommen hat. Trotz (oder vielleicht wegen) einer

relativ streitbaren, dynamischen Besetzung ist das Schiff der Homöopathie jedenfalls mehr oder weniger unbeschadet durch bewegteste Zeiten bis in unsere Gegenwart gelangt, wobei sich allerdings nicht nur ihr Image und ihre Außendarstellung, sondern auch ihre Lehre und Praxis immer wieder geändert haben – oft in deutlicher Überein- bzw. Abstimmung mit dem Zeitgeist.

Parallelen zu diesem Phänomen der Bewahrung einer bestimmten Lehre, Praxis und Identität durch permanenten Wandel ihrer Träger, Strukturen und Strategien bei gleichzeitiger Anpassung oder Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist ließen sich unschwer im religiösen Bereich finden, wo ebenfalls immer wieder neue Generationen von Gläubigen trotz aller individuellen Idiosynkrasien und Dispute untereinander ihre Religion als Ganze offensichtlich doch so weitergaben, dass die Kontinuität teilweise über Jahrtausende gewahrt blieb.

Insofern lässt sich auch die Homöopathie als ein homöostatisches System betrachten, das seit zwei Jahrhunderten in Betrieb ist, sich über die ganze Welt ausgebreitet hat, dabei in ihrer makroskopischen, von Laien wahrgenommenen Erscheinungs-Form relativ unverändert geblieben ist, intern jedoch eine große Dynamik und Fluktuation vieler Generationen unterschiedlich sozialisierter und gesinnter Homöopathen und eine Vielzahl von Spaltungen, Schulen und Strömungen aufweist. Nach herkömmlichen Kategorien ist es nicht leicht zu denken, wie Tausende und Millionen von Individualisten durch ihre „Bekehrung“ zur Homöopathie, ihre Anhängerschaft, Praxis, Kreativität oder Innovation ein Phänomen immer wieder mit neuem Leben und neuen Impulsen füllten, ohne dabei die Grundidee, ihre Kontinuität und die damit gegebene eigene Identität zu verlieren.

Liegt hier vielleicht eine Art platonischer Idee als etwas ontologisch Primäres zugrunde, in die die Gedanken und Konzepte der Menschen immer wieder gleichsam einrasten, wie in den

Attraktor eines instabilen nicht-linearen Systems? Oder kommen immer wieder aufs Neue intelligente Menschen durch empirische Beobachtungen und induktive Schlüsse zu den gleichen Ergebnissen, die sich ab einer gewissen Häufigkeit und Übereinstimmung verallgemeinern lassen? Rein phänomenologisch ist die Homöopathie jedenfalls eine Heilpraxis, die mit kleinsten Mengen von Medikamenten kranke Menschen behandelt und in vielen Fällen auch gesund macht, dabei aber von unterschiedlichsten Therapeuten aufgrund unterschiedlichster Theorien betrieben wird.

4. Die Homöopathie Hahnemanns

Die Homöopathie Hahnemanns

- Unsicherheit bei der Definition „Homöopathie“
- Die heutige Liberalität bei der Definition ist selbst schon ein Ausdruck unserer Zeit
- Einzig verbindlicher Bezugspunkt: Samuel Hahnemann
- Grundlagenwerk
 - Organon der Heilkunst, 6. Auflage
 - Neuauflage mit Systematik und Glossar (2003, 2006)

Eine der Haupt-Schwierigkeiten jedes wissenschaftlich-rationalen Zugangs zur Homöopathie liegt bereits im Versuch einer Bestimmung des Gegenstandes. Sowohl die neueren Entwicklungen verschiedener Strömungen innerhalb der Homöopathie, als auch die Pluralisierung der Ansichten in der zeitgenössischen Fachliteratur und in den Medien sowie die aktuelle sogenannte Homöopathie-Debatte, in der eine neue Generation von Therapeuten beansprucht, so gut wie jeden Satz der Lehre je nach Situation relativieren zu können, legen die Annahme nahe, dass es heute – überspitzt gesagt – fast so viele „Homöopathien“ wie individuelle Homöopathen gibt. Selbst diejeni-

gen ihrer Vertreter, die sich um eine verbindliche Definition bemühen, geben zu, dass es kaum ein Prinzip der Homöopathie gibt, gegen das nicht auch verstoßen werden könnte, ohne dass dies die zugestandenermaßen unscharfe Bezeichnung „Homöopathie“ ausschließen müsste.

Nichtsdestotrotz wurde 1996 in einem Festakt in der Frankfurter Paulskirche unter der Schirmherrschaft des Bundesgesundheitsministers das 200-jährige Jubiläum „der Homöopathie“ gefeiert – von über 1.000 delegierten Homöopathen aus aller Welt, die offenbar davon ausgingen und auch weiterhin davon ausgehen, dass „die Homöopathie“, wie sie heute praktiziert und gelehrt wird, 200 Jahre alt geworden, das heißt seit 200 Jahren im Prinzip dieselbe geblieben ist.

Die erwähnte liberale Einstellung vonseiten der neuen Homöopathen scheint indes – historisch betrachtet – keineswegs notwendig oder gar typisch für die Homöopathie, sondern eher ein Charakteristikum unserer Zeit zu sein. So gab es im 19. Jahrhundert mehrere streng ideologisch bestimmte Spaltungen homöopathischer Gesellschaften sowie dramatische Ausschlussverfahren von Mitgliedern eben aufgrund von Abweichungen von der rechten Lehre. Um die Vielfalt der vorgeschlagenen Homöopathie-Definitionen durch die Geschichte angemessen verfolgen zu können, wurde von Medizinhistorikern vorgeschlagen, „alles das als Homöopathie zu bezeichnen, was die Menschen der letzten zweihundert Jahre dafür hielten“. Dahinter steht wohl das Eingeständnis, dass das, was da seit über 200 Jahren Geschichte machte, so verschiedene Ausprägungen annahm bzw. Metamorphosen durchmachte, dass so etwas wie ein gleichbleibendes Wesen nicht leicht zu erkennen, geschweige denn einfach zu beschreiben ist.

Der einzige Fixpunkt, auf den die Homöopathie zu jeder Zeit bezogen werden konnte und der in der Regel von allen Homöopathen anerkannt wird, ist der Begründer dieser Heilme-

thode, der deutsche Arzt *Samuel Hahnemann* (1755–1843). Um die Definition der Homöopathie nicht ganz dem Belieben des jeweiligen Betrachters anheimzustellen, erscheint es sinnvoll und notwendig, als verbindliche Diskussionsgrundlage sowie als objektives Gegengewicht zur subjektiven Interpretationstendenz ihrer Anhänger und Kritiker den dogmatischen Kern der Homöopathie, wie *Hahnemann* ihn konzipierte und in seinem „Organon der Heilkunst“ (1842) vertrat, herauszuarbeiten und klarzustellen.

Die 2003 erschienene Neuauflage des „Organon“ enthält den Text in gut lesbarer Form, in modernes Deutsch übertragen, zusammen mit einer dreiteiligen gegliederten Systematik der praktischen Anweisungen, theoretischen Erklärungen und konzeptuellen Grundlagen der Lehre sowie einem Glossar von mehreren hundert problematischen Begriffen. Auf der Grundlage dieser Vorarbeiten lässt sich der praktische, in Form von Handlungsanweisungen operationalisierbare Teil der Lehre *Hahnemanns* von seinen theoretischen und metaphysischen Erklärungsversuchen trennen und für sich analysieren.

5. Das „Organon der Heilkunst“

Das Organon der Heilkunst

- **1. Behandlungsmaximen**
 - Besonderheiten bei bestimmten Krankheiten
- **2. Theoretische Rechtfertigung**
 - Modell zweier konkurrierender Krankheiten
 - Modell schlummernder Arzneikräfte
 - Modell der inneren Krätzkrankheit (Psora)
- **3. Weltbild, Menschenbild, Krankheitsbild**

Als für die Homöopathie charakteristische Behandlungsmaximen ergeben sich vor allem die

Arzneimittelprüfungen an Gesunden, die Auswahl des Arzneimittels für einen bestimmten Krankheitszustand aufgrund des Ähnlichkeitsprinzips, die Verwendung von Einzelmitteln in geringstmöglicher Dosierung sowie das schrittweise Verdünnen und Verreiben bzw. Verschütteln der Arzneisubstanzen (Potenzieren). Die grundsätzlich individualisierende Anpassung des Medikaments an den „Inbegriff der Zeichen und Symptome“ des Patienten sei bei bestimmten Krankheitsklassen allerdings einzuschränken bzw. zu modifizieren, etwa bei Kollektivkrankheiten, sogenannten feststehenden Krankheiten, sogenannten einseitigen Krankheiten, Lokal-Krankheiten, Geistes- und Gemütskrankheiten, Wechselkrankheiten sowie den chronisch-miasmatischen Krankheiten *Psora*, *Syphilis* und *Sykosis*.

Als theoretische Rechtfertigungen für seine Behandlungsprinzipien (etwa das *Simile*-Prinzip oder die Potenzierung von Arzneisubstanzen) benutzte *Hahnemann* meist Vergleiche mit Vorgängen in der Lebenswelt oder Analogieschlüsse aus Entdeckungen anderer Wissensgebiete und Wissenschaften. Die vermeintliche Wirkungssteigerung von Arzneien durch Potenzierung versuchte *Hahnemann* etwa durch die Annahme von im Inneren der Stoffe verborgen schlummernden Arzneikräften zu erklären, die durch Reiben und Schütteln von ihrer Bindung an die Materie freigesetzt werden – analog zur Magnetisierung eines Stahlstabs oder zur Wärme- oder Geruchsentwicklung in geruchslosen Körpern durch Reiben. Die Schwierigkeit der homöopathischen Behandlung (nicht-venerischer) chronischer Krankheiten glaubte *Hahnemann* damit zu erklären, dass er deren Entstehung auf eine frühere Ansteckung mit innerer Krätzkrankheit (*Psora*) zurückführte, die sich in den verschiedensten Krankheitsformen manifestieren könne.

Hinter diesen und anderen Erklärungsversuchen lässt sich ein bestimmtes Weltbild ausmachen, das im Falle *Hahnemanns* auch ein spezifisches Menschen- und Krankheitsbild beinhaltet. Aus seiner Sicht wird der Organis-

mus von einer unsichtbaren, geistartigen Lebenskraft belebt, die dessen Gefühle und Tätigkeiten ordnet und ihn schützt, indem sie auf Reize mit dem Ziel der Selbsterhaltung reagiert, die aber bei Überforderung auch verstimmbar ist und Krankheiten erzeugen und äußern kann. Die Reize, denen der Organismus ausgesetzt ist, werden grundsätzlich als „dynamische Potenzen“ aufgefasst, das heißt, nicht materiell, mechanisch oder chemisch, sondern als unkörperliche Agentien angesehen, die auf derselben Ebene wie die geistartige Lebenskraft sowie die ebenso geistartigen Arzneipotenzen wirken. Eingebettet war das Ganze in zeitgenössische heilkundliche, wissenschaftliche und philosophisch-theologische Konzepte, vom neuraltheoretischen Menschenbild und einer naturhistorischen Pathologie bis zum aufklärerischen Ideal einer empirisch begründbaren rationalen Heilkunde und dem Glauben an die Güte und Weisheit Gottes als Bedingungen der Möglichkeit einer solchen.

6. Der Konstituierungsprozess der Homöopathie

Der Konstituierungsprozeß der Homöopathie

- Einwände von seiten der Schulmedizin
Widersprüche innerhalb der Lehre
- Die Spaltung der Schüler *Hahnemanns*
- Engerer oder weiterer Bezug zur Lehre *Hahnemanns*
- Spielraum bei der Konstituierung der Homöopathie
- Einfluß externer Faktoren
 - professionalisierungsgeschichtliche, politikgeschichtliche, sozialgeschichtliche, religionsgeschichtliche und patientengeschichtliche Perspektiven

Aus heutiger medizinisch-naturwissenschaftlicher Sicht wirkt eine so verfasste und begründete Heilkunde befremdlich und jenseits der üblichen Kategorien. Gemessen am Raster der modernen Medizin bleiben in der Tat nur weni-

ge Punkte übrig, die sich eventuell als Vorläufer derselben betrachten ließen. Trotz gravierender Einwände vonseiten der Schulmedizin ist die Homöopathie heute aber nahezu auf der ganzen Welt verbreitet.

Historisch betrachtet hatten die vermeintlichen Widersprüche der Lehre, die darin enthaltenen Verallgemeinerungen und Unvereinbarkeiten mit der übrigen Medizin sowie der exklusive und polarisierende Dogmatismus *Hahnemanns* den Großteil seiner Schüler bald veranlasst, sich von den Ansprüchen des Meisters loszusagen und neue Ansätze zur Überbrückung der Gegensätze zu suchen. Unter Einbeziehung der Kritiker der Homöopathie reichte das Spektrum der Einstellungen von uneingeschränkter Akzeptanz aller Thesen *Hahnemanns* vonseiten der Jünger über den naturwissenschaftlich orientierten Revisionsversuch der kritischen Anhänger bis zu prinzipieller, wenn auch wohlwollender Kritik und entschiedener, polemischer Ablehnung.

Was bis heute überlebt hat, ist sicher der mehr emotional besetzte als inhaltlich definierte Begriff „Homöopathie“, der zu allen Zeiten geeignet war, die Gemüter zu erhitzen, die Meinungen zu polarisieren und sich eben dadurch umso tiefer in das Gedächtnis der Generationen einzuprägen. Der Bezug zu *Hahnemanns* ursprünglicher Lehre konnte während der nun folgenden Geschichte der Homöopathie also enger oder weiter gefasst sein.

Der entscheidende Punkt war hierbei, dass die von ihrem Begründer teilweise emanzipierte Homöopathie nie vollständig zu einer einzigen starren Lehre gerann, sondern den Spielraum, den die von *Hahnemann* überkommenen Grundprinzipien ließen, ausschöpfte, um sich immer wieder neu zu konstituieren. Die Konstitution dessen, was zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Umfeld als Homöopathie angesehen wurde, vollzog sich aber nur bedingt aufgrund inhaltlich-dogmatischer Gesichtspunkte, wie sie sich aus den Anweisungen *Hahnemanns* im „Organon der Heilkunst“

ergaben, sondern wurde auch maßgeblich beeinflusst von sogenannten externen Faktoren, wie den jeweiligen politischen, wirtschaftlichen, sozialen, religiösen und kulturellen Rahmenbedingungen.

Dieser permanente, immer wieder neue und nie endende Konstitutionsprozess der Homöopathie in enger Interaktion mit der jeweiligen Umwelt lässt sich gut anhand von ideengeschichtlichen, professionalisierungsgeschichtlichen, politikgeschichtlichen, sozialgeschichtlichen, religionsgeschichtlichen und patientengeschichtlichen Perspektiven demonstrieren. Dies braucht hier nicht vertieft bzw. wiederholt zu werden, zumal diese Momente bereits vor zwei Jahren in diesem Kreis ausgeführt und diskutiert wurden (1. KSK, 2006, II, 6).

7. Die Anpassungsleistung der Homöopathie

Die Anpassungsleistung der Homöopathie (1)

- Die Ausbreitung der Homöopathie in den einzelnen Ländern: je nach Rahmenbedingungen und Kräften vor Ort
- Kein einheitliches Muster der Verbreitung
Die Frage nach der Einheit der Homöopathie
- Hinter jedem Prinzip der Homöopathie steht eine Tradition von Kontroversen
- Die Frage nach dem Subjekt der Homöopathie

Die angedeuteten historischen Perspektiven mögen ein Gefühl für die Komplexität der miteinander verwobenen Ebenen und Dimensionen vermitteln, die bei der Entwicklung der Homöopathie von der ursprünglichen Idee eines Mannes zu einem weltweit über alle Kontinente verbreiteten Heilverfahren eine Rolle spielten. Die tatsächliche Ausbreitung der Homöopathie verlief in den einzelnen Ländern

der Welt in der Tat höchst unterschiedlich, je nach historischen, kulturellen, ökonomischen, politischen, medizinischen, sozialen und religiösen Rahmenbedingungen und Kräften vor Ort. Obwohl die inhaltlichen Argumente der Vertreter und Kritiker der Homöopathie sich weitgehend glichen, gab es nicht immer und überall im gleichen Umfang charismatische Arzt-Persönlichkeiten, wohlwollende Machthaber und Mäzene, politisch aktive Patientenvereine, einen freien medizinischen Markt sowie interessierte Pharmaunternehmen und Verleger. Aus den variablen nationalen Konfigurationen dieser und ähnlicher Faktoren resultierten erstaunliche zeitliche Verschiebungen in der jeweiligen Institutionalisierung der Homöopathie (in Form von Gesellschaften, Ausbildungsstätten, Krankenhäusern, Apotheken, Zeitschriften, Lehrbüchern und Kongressen), der Professionalisierung der homöopathischen Ärzteschaft (einschließlich deren Verhältnis zu homöopathischen Laienpraktikern) oder der staatlichen Anerkennung.

Aufgrund der Verschiedenheit der Entwicklung der Homöopathie an verschiedenen Orten zu verschiedenen Zeiten lässt sich kein einheitliches Muster angeben, dem überregionale und überzeitliche Gültigkeit zukäme. Umgekehrt stellt sich jedoch die Frage, ob das, was in den einzelnen Ländern und Epochen jeweils mit dem Begriff Homöopathie bezeichnet wurde, eine – zumindest in Grundzügen – sich gleichbleibende Entität war oder sich – je nach Umständen – jedes Mal neu konstituierte und definierte.

Tatsächlich verbirgt sich, wissenschaftshistorisch betrachtet, hinter jedem Prinzip der Homöopathie eine eigene Tradition von Kontroversen: Hochpotenzler versus Tiefpotenzler, Einzelmittel- gegen Komplexmittel-Verordner, Homöopathen gegen Isopathen, Puristen gegen Eklektiker, Verschreiben nur nach phänomenologischen Symptomen oder auch nach pathologischen Gesichtspunkten, Beschränkung nur auf Arzneimittelprüfungs-Symptome oder auch Verwendung von klinisch verifizierten Heilwirkungen, höhere Bewertung von

Geistessymptomen oder von Körpersymptomen, von Allgemeinsymptomen oder von Lokalsymptomen, Einbeziehung auch gesunder Konstitutionsmerkmale oder nur Beachtung krankhafter Veränderungen, Berücksichtigung der Miasmentheorie oder ihre Ablehnung, der einen oder anderen Auslegung usw. Bis heute ist – mangels allgemein anerkannter Standards – streng genommen jeder dieser Punkte strittig und damit hintergebar, ist das *Simile*-Prinzip eine Gleichung mit Hunderten von Unbekannten auf beiden Seiten geblieben.

Indem sich die Homöopathie von Epoche zu Epoche, von Land zu Land, von Gruppe zu Gruppe proteusartig in einem jeweils anderen Gesicht zeigte, stellt sich als das eigentliche Subjekt der Homöopathieggeschichte nicht eine bestimmte Lehre heraus, die als klar definierte Einheit bei ihrem Gang um die Welt und durch die Geschichte stets dieselbe blieb, sondern die Summe der Ansichten einer Vielzahl unterschiedlicher Menschen, die aufgrund ihrer persönlichen Interessen und ihres intellektuellen und emotionalen Hintergrundes demselben Wort eine jeweils andere, ihnen angemessene Bedeutung verliehen.

Die Anpassungsleistung der Homöopathie (2)

- Evolutionstheoretische Aspekte:
- Uneindeutigkeit der Definition, Vagheit der Begriffe, breites Interpretationsspektrum sowie Heterogenität als Überlebensvorteil
- Das Phänomen der Kontinuität durch Wandel
- Variabilität und (relative) Theorielosigkeit als Evolutionsvorteil

Evolutionstheoretisch legt dieser Befund die These nahe, dass die notorische Widerspenstigkeit der Homöopathie gegen eine einheitliche Definition, die Vagheit ihrer Grundbegriffe

und das weite Spektrum ihrer Interpretationsmöglichkeiten mit ein Hauptgrund waren für ihre dauerhafte Verbreitung in allen Kontinenten, politischen Systemen und Gesellschaftsschichten. Was aus naturwissenschaftlicher Sicht inakzeptabel ist, nämlich das permanente Ausweichen einer Festlegung auf verbindliche überprüfbare Hypothesen, ermöglichte es offenbar zu allen Zeiten ideologischen Strömungen unterschiedlichster Art, in der Homöopathie Kristallisationskerne für eigene Gedanken und Wünsche zu „entdecken“.

Die Spaltungen und Zersplitterungen der Homöopathie bildeten dabei – so gesehen – eine Art Überlebensvorteil gegenüber monolithischen, unflexibleren Systemen, da eine Zunahme von Heterogenität die Wahrscheinlichkeit erhöht, dass wenigstens eine ihrer Varianten in einer sozialen Nische oder Subkultur auf Interesse stößt und aufgegriffen und weiterverbreitet wird.

Als paradigmatisches Beispiel für ein Heilsystem, das trotz oder gerade wegen vielfältiger interner Entwicklungs-, Neubestimmungs- und Rückbesinnungs-Prozesse sich selbst als Ganzes erhielt und Dauer verlieh, eröffnet die Erforschung der Geschichte der Homöopathie eine Reihe von Perspektiven und Kategorien, mit denen versucht werden kann, das Phänomen der Kontinuität durch Wandel wissenschaftlich in den Griff zu bekommen.

Im Gegensatz etwa zu Planeten, die – sich selbst stets gleich – unbeirrbar ihre Bahnen durch Raum und Zeit ziehen, erweist sich das Subjekt der Homöopathiegeschichte als ein – je nach Ort und Zeit und Interessen der Menschen – immer wieder neu entworfenes Wesen, sodass es streng genommen schwerfällt, überhaupt von „einer“ Homöopathie zu sprechen. Insgesamt umfasst das Spektrum der Schichten und Gedanken, die ihr im Laufe der Zeit zugeschrieben wurden, nahezu alles, was die Medizingeschichte an Konzepten zu bieten hat, sodass sie sich – systemtheoretisch be-

trachtet – anschlussfähig an jedes externe soziale System erwies.

Wie in der Evolutionstheorie spielt auch hier die Variabilität der Arten eine entscheidende Rolle. Wäre *Hahnemanns* Lehre ein klar bestimmtes System gewesen, das sich – sozusagen auf Leben und Tod – verifizieren oder falsifizieren ließe, so wäre es in seiner ganzen Art entweder ausgestorben oder aber längst anerkannt bzw. in die akademische Medizin integriert. Indem jedoch von Anfang an jede einzelne seiner Thesen – je nach Kontext – von seinen Nachfolgern affirmiert, modifiziert oder negiert werden konnte, war damit eine Vielzahl von möglichen Mutanten vorgezeichnet, die ein Überleben zumindest einzelner dieser Stränge selbst unter widrigsten Bedingungen sehr wahrscheinlich machte. So erwies sich die relative Theorielosigkeit der Homöopathie – verbunden mit ihrer permanenten Berufung auf die „reine“ Erfahrung – im naturwissenschaftlichen Diskurs zwar als Schwäche, unter den evolutionären Rahmenbedingungen eines nachfragegesteuerten medizinischen Marktes aufgrund der dadurch verbesserten Anpassungsfähigkeit letztlich aber als Stärke.

8. Das Konzept der Homöostase

Das Konzept der Homöostase

- Die Wichtigkeit sog. externer Faktoren
- Die Perspektive der Gesellschaft als Ganzer
- Welt im Fluß: dynamisch-relationale Kategorien
- Homöostase als interdisziplinäres Paradigma
 - Statik und Dynamik
 - Selbstregulation und Determinismus
 - Kausalität und Wechselwirkung
 - Innovation und Beharrung

Das Beispiel der Geschichte der Homöopathie zeigt, dass über die Akzeptanz einer Heilme-

thode in einer freien Gesellschaft eine Menge von externen Faktoren mitentscheiden, vom Auftreten überzeugender Persönlichkeiten, medienwirksamer Selbstdarstellung im Hinblick auf den Wahrnehmungshorizont und die Ängste und Hoffnungen von Patienten und das Ansprechen des ideellen, religiösen und kulturellen Hintergrundes bestimmter Bevölkerungsgruppen über politische, ökonomische, soziale und mediale Unterstützung und Protektion bis zur vertrauensbildenden Professionalisierung, Institutionalisierung und Etablierung. Das Fehlen des Nachweises klinischer oder experimenteller Wirksamkeit sowie einer naturwissenschaftlichen Theorie bzw. Erklärung des Wirkmechanismus ist zwar – als eigentlicher interner Faktor – aus medizinisch-akademischer Sicht das Entscheidende, aus der Perspektive der Gesellschaft als Ganzer aber nur einer unter mehreren Gesichtspunkten. Welcher Faktor wie bedeutsam ist, lässt sich erst bei Kenntnis des ganzen Komplexes bestimmen. Da man das Ganze jedoch erst anhand seiner Bestandteile kennt, die es konstituieren, sind beide Ansätze, Detailforschung wie Systemtheorie, gleichermaßen wichtig und wechselseitig aufeinander verwiesen.

Nachdem spätestens mit Beginn der Moderne unsere Welt in Fluss geraten ist, lassen sich die uns umgebenden und betreffenden Phänomene heute nicht mehr hinreichend mit statisch-ontologischen Kategorien, sondern am ehesten dynamisch-relational erklären. Das Paradigma der *Homöostase* bietet sich hier insofern als Brücke an, als es beide ansonsten inkompatiblen Aspekte zu vereinen versucht: Statik und Dynamik, Selbstregulation und Determinismus, Kausalität und Wechselwirkung, Innovation und Beharrung. Da sich diese Polaritäten in all unseren Lebensbereichen und Wissenschaften finden lassen, liegt es nahe, das Konzept der Homöostase als interdisziplinäres Paradigma in die Diskussion zu bringen, zumal damit in der Tat äußerst verschiedene Disziplinen und Systeme nach ein und demselben Muster zu beschreiben und

zu verstehen sind. Dies trifft nicht zuletzt – wie zu zeigen versucht wurde – auch auf das Heilsystem der Homöopathie zu, die sich trotz bzw. gerade durch ihre interne Dynamik über 200 Jahre selbst erstaunlich konstant gehalten hat.¹

¹ Anmerkungen und Literatur zu diesem Vortrag finden sich in *Josef M. Schmidt: Homöopathie und Homöostase*. In: *Welt im Fluss. Fallstudien zum Modell der Homöostase*. Hrsg. von Jörg Martin, Jörg Hardy und Stephan Cartier. Stuttgart, Franz Steiner Verlag, 2008, 143–161.

II. Homöopathie und (aristotelische) Wissenschaft

1. Einleitung

Einleitung

- 1807 prägte Hahnemann den Begriffs „homöopathisch“
Dadurch wurde die Homöopathie eine eigene Entität
- Seit 2001 Homöopathie-Debatte
Ist Homöopathie eine Wissenschaft?
(www.grundlagen-praxis.de)
- Das Spektrum der Positionen
 - Hermetik, Schamanismus (Wichmann)
 - mathematisch-apriorisch sicheres Wissen (Fräntzki)
 - Evidence-based-Homeopathy
 - praktische Heilungs-Wissenschaft
- Klärung der Begriffe Wissenschaft und Homöopathie

Im Jahre 1807 prägte *Samuel Hahnemann* den Begriff „homöopathisch“ für die von ihm entdeckte neue Heilmethode. Das Prinzip, auf dem sie beruhte, nämlich Krankheitszustände mit solchen Mitteln zu behandeln, die in Arzneimittelprüfungen an Gesunden ähnliche Krankheitszustände hervorrufen, hatte er schon 1796 publiziert (*Similia similibus*). Doch noch 1805, als er seine neue Lehre bereits lehrbuchartig in einer Monographie darstellte, bezeichnete er sie lediglich als „Heilkunde der Erfahrung“. Erst 1807 nannte er die Wirkung bestimmter heilender Arzneimittel „homöopathisch“ und definierte: „Homöopathisch ist, was ein *hómoion páthos*, ein ähnliches Leiden, zu erzeugen Tendenz hat“ (GKS, 2001, S. 461).

Durch diese neue Wortschöpfung erhielt die Homöopathie 1807 offiziell ihren Namen, wodurch sie erst so etwas wie eine eigene Entität (Wesenheit) wurde, die als solche nun ihren Weg durch die Geschichte und um die ganzen Welt antreten konnte.

Trotz der beeindruckenden Karriere, was die äußere, raum-zeitliche Ausbreitung und Institutionalisierung der Homöopathie betrifft, sind nach ihrem 200sten Namenstag (2007) aber auch die internen, inhaltlichen Probleme unübersehbar. Wie die 2001 von *Julian Winston* und anderen losgetretene Homöopathie-Debatte zeigt, wird dieser Markenname heute von einer Vielzahl unterschiedlichster Gruppierungen und Ansätze für sich in Anspruch genommen, sodass es schwerfällt, einen gemeinsamen Nenner all dieser Strömungen zu finden bzw. unter dem Begriff Homöopathie etwas Bestimmtes, Sinnvolles zu verstehen. Einer der zentralsten Punkte der aktuellen Diskussion – die im Einzelnen im Internet nachzulesen ist (www.grundlagen-praxis.de) – ist die alte grundsätzliche Frage, die Homöopathen und ihre Kritiker seit jeher beschäftigt, ob die Homöopathie eine Wissenschaft sei, und wenn ja, was für eine Art von Wissenschaft.

Das Spektrum der Antworten reicht momentan von der These, die Homöopathie gehöre in die hermetisch-esoterische Tradition der Alchimie bzw. des Schamanismus und wäre gut beraten, dies offen zuzugeben und sich gerade nicht als naturwissenschaftliche Medizin zu definieren (*Wichmann*), bis zu dem Anspruch, Homöopathie sei überhaupt die einzige Form von Medizin, die dem neuzeitlichen Ideal von Wissenschaft als eines apriorisch-sicheren, mathematischen Wissens entspreche (*Fräntzki*). Zwischen diesen Extrem-Positionen finden sich auch Meinungen wie: eine künftige *evidence-based homeopathy* könnte den Durchbruch in der Anerkennung als Wissenschaft bringen; oder aber Standpunkte wie: als praktische Heilungs-Wissenschaft habe sich die Homöopathie ausschließlich am individuellen Einzelfall in der Praxis zu bewähren und sollte auf kontrollierte klinische Studien verzichten; usw.

Auseinandersetzungen wie diese, wo es um das Verhältnis von Homöopathie und Wissenschaft geht, sind oft gerade deshalb so langlebig und schwer aufzulösen, weil die Begriffe, um die es geht, bereits eine Entwicklung von

mehreren Jahrhunderten bzw. mehreren Jahrtausenden hinter sich haben und dementsprechend viele Traditionen und Bedeutungen umfassen. So mag es auch hier sinnvoll sein, erst einmal einen Schritt zurückzutreten und sich zu vergegenwärtigen, was das jeweils heißt bzw. sein soll: Wissenschaft und Homöopathie.

2. Wissenschaft

Wissenschaft

- Eine Erfindung der alten Griechen (epistémé)
- Fragen der Antike: Was? Wozu?
(ontologische und teleologische Dimension)
- Interesse der Neuzeit: Wie? Wodurch?
(funktionale und kausale Erklärung)
Francis Bacon, René Descartes, Thomas Hobbes, J. O. de la Mettrie
- Aufspaltung der Wissenschaft in
Geistes- und Naturwissenschaft
- Entwicklung der neuzeitlichen Naturwissenschaft
Francis Bacon, Immanuel Kant, Claude Bernard, Du Bois-Reymond
- Naturwissenschaftlichkeit als spezialisierte Form von Rationalität

„Wissenschaft“ (griech. *epistémé*) ist zweifellos eine Erfindung der alten Griechen, im Sinne von rational begründetem Wissen. Hatte es in vor-geschichtlicher Zeit – grob gesagt – in allen Kulturen zwei Stränge der Weitergabe von Kenntnissen gegeben, die der technischen Überlieferung von praktischen Erfahrungen und Kunstfertigkeiten auf der einen und die der geistigen Überlieferung von religiösen Vorstellungen und Geboten auf der anderen Seite, so entwickelte sich in der griechischen Antike als Synthese aus den beiden Traditionen des Handwerks und des Priestertums die Philosophie. Vor allem *Platon* und *Aristoteles* versuchten, alle praktischen und theoretischen Fragen und Probleme ihrer Zeit in ein System rationaler Begriffe, Sätze und Schlussfolgerungen zu bringen und dadurch vernunftgemäß zu erklären.

Das erkenntnisleitende Interesse der gesamten Antike sowie auch des Mittelalters bezog sich

allerdings – im Gegensatz zur Neuzeit – auf das Was und Wozu der beobachteten Phänomene, also auf ihre ontologische und teleologische (zielgerichtete) Dimension. Bei *Aristoteles*, dem umfassendsten und einflussreichsten Denker und Forscher des Abendlandes, bestand Wissenschaft im Sichvergegenwärtigen und Erschließen von sinnvollen Gebilden und Prozessen im Rahmen einer ewigen Weltordnung (wobei seine Begriffe und Beispiele durchweg aus dem Handwerk und der Alltags-Erfahrung stammten) und kulminierte in der sogenannten *theoría*, einer beglückenden Wissens-Schau um ihrer selbst willen, die allerdings als höchste Form von *práxis* begriffen wurde.

So blieb dies mehr oder weniger 2.000 Jahre lang, bis sich – im Rahmen und im Gefolge tief greifender politischer, religiöser, sozialer und ökonomischer Umbrüche (Renaissance, Reformation, Entdeckung Amerikas), neue Erkenntnisinteressen Bahn brachen. So zielte ab dem 17. Jahrhundert Erkenntnis – im Gegensatz zur Antike – fast nur noch auf die Fragen des Wie und Wodurch, also auf die funktionale und kausale Erklärung der Phänomene. Der Hintergrund der umfassenden Neubegründung von Wissenschaft durch *Francis Bacon*, *Galileo Galilei* und *Isaak Newton* war das nunmehr erwachte und fortan dominierende Interesse am Eingreifenkönnen und Beherrschen natürlicher Prozesse und Dinge. Paradigmatisch wurde dies im 17. Jahrhundert formuliert von *Francis Bacon* in seinem Ausspruch „Wissen ist Macht“, von *René Descartes*’ Dictum „Wissen, um uns zu Herren und Meistern der Natur zu machen“ oder von *Thomas Hobbes*, der im *Leviathan* 1651 schrieb: „Ein Ding kennen bedeutet, zu wissen, was man damit anfangen kann, wenn man es hat“. In der Folge wurde zunehmend versucht, auch Lebensvorgänge mathematisch, physikalisch-chemisch oder nach Prinzipien der Mechanik zu beschreiben. Einen vorläufigen Höhepunkt erreichte diese neue Form von reduktionistischer Wissenschaft im 18. Jahrhundert mit *J. O. de la Mettrie*’s

1748 erschienenem Buch „L’homme machine“ (der Maschinenmensch). War die Leitwissenschaft des 17. Jahrhunderts die Mathematik gewesen (*Descartes, Leibniz, Newton*), so war es im 18. Jahrhundert die Physik geworden (*Newton, Huygens*), im 19. Jahrhundert die Chemie (*Dalton, Liebig*) und im 20. Jahrhundert die Biologie (*Watson/Crick, Eigen, Eccles*).

Bis in die frühe Neuzeit wurde Wissenschaft als methodisch gleichartiges Herantreten an verschiedene Gegenstände interpretiert. Der klassische Bildungskanon der *Artes liberales* (der freien Künste) umfasste zwar einzelne Fächer, wie Grammatik, Dialektik und Rhetorik (*Trivium*), Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Harmonielehre (*Quadrivium*) sowie die universitären Fakultäten Theologie, Medizin und Jurisprudenz, doch zur folgenreichen Aufspaltung der Wissenschaft in Geistes- und Naturwissenschaften kam es erst im 18. und 19. Jahrhundert.

In seinem „Novum Organon“ hatte *Francis Bacon* zwar schon 1620 – zum Zweck sicherer Naturbeherrschung – die Beschränkung auf Erkenntnisse propagiert, die durch Experiment und Erfahrung induktiv gewonnen werden, doch die Wortbildung „Naturwissenschaft“ selbst findet sich erst ab 1703. *Kant* unterschied 1786 zwischen „historischer“ und „rationaler“ (bzw. „uneigentlicher“ und „eigentlicher“) „Naturwissenschaft“, wobei die historische für ihn nur eine „historische Naturlehre“ war, die „nichts als systematisch geordnete *facta* der Naturdinge enthält“, während in der rationalen „die Naturgesetze, die in ihr zu Grunde liegen, *a priori* erkannt werden“ müssen.

Innerhalb der Medizin gewann das auf naturwissenschaftlicher Methodik und Tierexperiment aufgebaute neue Forschen vor allem nach dem Ende der Naturphilosophie zunehmend an Bedeutung. So verschärfte speziell *Claude Bernard* (1813–1878) das Programm von *Descartes*, möglichst alle bei Lebewesen auftretenden Phänomene auf mechanische Gesetze zu reduzieren, zu der generellen For-

derung, lebendige Organismen ausschließlich als physikalisch-chemisch determinierte Gebilde aufzufassen. Anknüpfend an *Kant*, für den „in jeder Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden kann, als darin Mathematik anzutreffen ist“, veränderte *Du Bois-Reymond* 1872 diese These schließlich dahingehend, dass er „für Mathematik“ nun „Mechanik der Atome“ setzte. „Naturwissenschaftliches Erkennen der Körperwelt mithilfe und im Sinne der theoretischen Naturwissenschaft – ist Zurückführen der Veränderungen in der Körperwelt auf Bewegungen von Atomen [...] oder Auflösen der Naturvorgänge in Mechanik der Atome“.

Naturwissenschaftliches Denken als solches gibt es also erst seit wenigen Jahrhunderten und speziell innerhalb der Medizin – im großen Stil – erst seit etwa 150 Jahren. Wie die wesentlich längere Kulturgeschichte der Heilkunst zeigt, haben Wissenschaftler und Ärzte auch schon vor der „Erfindung“ der Naturwissenschaften rational gedacht, nur eben anders. Naturwissenschaftlichkeit kann daher nur als eine bestimmte, relativ späte und spezialisierte Form von Rationalität begriffen werden – und nicht umgekehrt.

Dies gilt es zu beachten, wenn es darum geht, Stellung zu beziehen gegenüber leichtfertig gestellten Fragen wie „Ist die Homöopathie naturwissenschaftlich bewiesen?“ oder „Ist die Homöopathie naturwissenschaftlich widerlegt?“ oder ähnliches. Wenn sich nämlich herausstellen sollte, dass Homöopathie und Naturwissenschaft, die ja beide etwa gleichzeitig entstanden, in entscheidenden Punkten nicht nur Gemeinsamkeiten, sondern auch prinzipielle Unterschiede aufweisen, so kann nicht erwartet werden, dass sich beider Affirmationshorizont und Begrifflichkeit einfach decken oder 1:1 ineinander übersetzbar sind.

Weil aber der Wert bzw. Unwert der Prinzipien eines Heilsystems grundsätzlich nicht von einem anderen, anders gearteten Koordinatensystem aus festgestellt werden kann, ist der

Einwand der Unübersetzbarkeit fraglicher Kategorien in das naturwissenschaftliche Begriffs-Raster noch kein prinzipielles Argument gegen sie. Bereits anhand dieser kurzen historischen Rekapitulation lässt sich erkennen, dass naturwissenschaftliche Unbeweisbarkeit nicht gleichbedeutend sein kann mit Irrationalität schlechthin.

3. Naturwissenschaft

Naturwissenschaft

- Naturwissenschaft: Meßwerte und Relationen
Massen, Kräfte, Felder, Wellen, (Dreh-) Impulse, Energien,
Orts- und Zeitkoordinaten
- Keine Aussage über Materie oder „materielles Substrat“
- Modernes Bewußtsein: naturwissenschaftlich geprägt
Überhöhter Geltungsanspruch der Naturwissenschaft
- Unterscheidung: „das Physische“ vs. „das Physikalische“
- Diskontinuität in der Wahrnehmung und
im Beschreibungsmodus
- Die stilisierte Kunstwelt der Physik und ihr Preis
Verlust der Lebenswelt

Zunächst aber ist zu fragen, von welcher Art von Rationalität die Naturwissenschaft ist bzw. was sie von der Welt, vom Leben und vom Menschen erfasst und auf welche Weise.

Nach dem idealisierten Selbstverständnis ihrer Vertreter besteht die naturwissenschaftliche Methode in wiederholten Zyklen von Beobachten, Hypothesen bilden, Voraussagen treffen, deren experimenteller Überprüfung, Verifikation bzw. Falsifikation usw. Entscheidend und bezeichnend für die neuzeitlich-naturwissenschaftliche Art von Welt-Wahrnehmung ist jedoch die methodische Beschränkung auf die Beobachtung dessen, was exakt messbar, das heißt was quantifizierbar und reproduzierbar ist. Für die Naturwissenschaften, speziell für die Physik, existieren damit primär nur Messwerte, für deren Relationen untereinander dann sekundär mathematische Formeln und Gleichungen gesucht und entwickelt werden.

Die Welt der Physik besteht also weder aus Menschen, Tieren oder Pflanzen, noch aus Häusern, Tischen oder Tassen, geschweige denn aus Ideen, Normen oder gar heilbaren Krankheiten, sondern ausschließlich aus Massen, Kräften, Feldern, Wellen, (Dreh-) Impulsen, Energien, Orts- und Zeitkoordinaten usw. sowie ihren mathematischen Relationen zueinander.

Entgegen allgemeiner Überzeugung lässt sich nicht einmal der Begriff „Materie“ aus der Physik allein ableiten. So bezeichnete es der 1991 verstorbene Wissenschaftstheoretiker *Wolfgang Stegmüller* als „Treppenwitz des 20. Jahrhunderts“, dass der Materiebegriff der „rätselhafteste für die Wissenschaft“ sei, obwohl jeder glaube, er wisse, worum es sich dabei handelt. Im Gegensatz zur Logik unserer Alltagssprache, wo sich jede Aussage über eine Eigenschaft auf ein dazugehöriges Ding beziehen muss, kommt die Physik offenbar ohne „materielles Substrat“ bzw. ohne „Träger wechselnder Eigenschaften“ aus. Für die physikalische Feldtheorie ist es z.B. gleichgültig, ob man von felderzeugenden Massen spricht oder Partikel nur noch als Knoten bzw. Singularitäten im Feld ansieht. Wegen des nur relationalen Charakters physikalischer Gleichungen gibt es sowohl für die klassische Elektrodynamik als auch für die Quantentheorie logisch äquivalente Formulierungen, bei denen entweder der Partikelbegriff oder der Feldbegriff im Mittelpunkt steht.

Die Physik beschreibt also keineswegs die uns umgebende physische Welt, sondern eine stilisierte Kunstwelt.

Umso verwunderlicher ist es, dass unser modernes Bewusstsein – von unserem kosmologischen Weltbild und säkularen Menschenbild über das Bildungs- und Gesundheitswesen bis zur modernen Medizin – doch vorwiegend naturwissenschaftlich geprägt ist und damit gut fundiert zu sein glaubt. Materialisten geben vor, sich nur an das zu halten, was durch Gesetze der Physik und Mathematik beweisbar

ist; von Medizinstudenten wird als Grundausbildung nicht mehr – wie noch im 19. Jahrhundert – ein *Philosophicum*, sondern ein *Physicum* verlangt; und von Molekularbiologen, Selbstorganisations-Theoretikern und Chaos-Forschern wird uns laufend vorgemacht, wie Leben, Kultur und Religion, aber auch unser Verhalten, Gefühlsleben und Denken auf naturwissenschaftliche Weise zu erforschen und zu erklären sei. Es scheint, als halten sich moderne Naturwissenschaftler erstens für zuständig für alle Bereiche unseres Daseins, zweitens für in der Lage, die Dinge unserer Lebenswelt als solche zu erfassen, und drittens für kompetent, ihr abschließendes Urteil über sie zu fällen. Unter derselben unreflektierten Voraussetzung eines überhöhten Geltungsanspruchs der *hard science* befassen sich zuweilen auch naturwissenschaftlich ausgerichtete Mediziner mit der Homöopathie, die von ihnen dann – aufgrund der ihnen vorliegenden Messdaten einzelner Parameter – zusammen mit Daten von anderen Heilverfahren sozusagen über einen Kamm geschoren wird, ohne die Eigenheiten des jeweiligen Systems zu berücksichtigen.

Sonderbarerweise fällt heute fast niemandem mehr auf, dass es einen gravierenden Unterschied gibt zwischen dem Wesen einer Sache (bzw. einer Sache selbst) und einzelnen Messwerten davon. Die deutsche Sprache enthält diese Unterscheidung z.B. durch die Begriffe „das Physische“ und „das Physikalische“, während die englische Sprache beides mit demselben Wort „physical“ bezeichnet. Dieser Gleichsetzung, die von einigen modernen Philosophen sogar verteidigt wird, liegt offenbar die Überzeugung zugrunde, dass das Physische, das uns lebensweltlich umgibt (also Autos, Tiere, Pflanzen usw.), genau das ist, was die Wissenschaft der Physik näher untersucht und auf den Punkt bringt. Die Wissenschaft wäre also nur eine Fortsetzung des Alltagsdenkens, und das Physische wäre das noch nicht zu sich selbst gebrachte Physikalische. Ebenso nimmt man an, Instrumente wie

Mikroskope oder Fernrohre würden nur unsere gewöhnliche Weltwahrnehmung verlängern und sie verschärfen. Der Wissenschaftler betrachte also dieselbe Welt wie der Mann auf der Straße, nur eben genauer und detaillierter.

Übersehen wird bei diesen Behauptungen allerdings, dass man z.B. unter einem Rastertunnel-Mikroskop zwar Moleküle sehen kann, aber keine Tische, Steine, Wolken oder Flüsse. Gravierender noch als diese Diskontinuität in der Wahrnehmung ist aber die Diskontinuität im Beschreibungsmodus. Während wir Autos, Tiere und Pflanzen in einer natürlichen Sprache beschreiben, beschreiben wir das Ergebnis von Streuexperimenten in der hochtheoretischen, formalisierten Sprache der Mathematik, die ganz andere Eigenschaften hat als die natürliche Sprache. Zwischen der natürlichen und den formalen Sprachen gibt es aber kein Kontinuum, sondern einen deutlich wahrnehmbaren Bruch, der der Differenz zwischen physischen und physikalischen Gegenständen zugrunde liegt. Wenn ein Physiker seine Objekte mit Differentialgleichungen beschreibt, so handelt es sich dabei um mathematische Funktionen, die rein extensional definierte Mengen ineinander abbilden, das heißt um mathematische Relationen. Keines der Relate wird dabei aber als ontologisch Ursprüngliches oder als substantielle Entität ausgezeichnet, wie es in der natürlichen Sprache der Fall ist, wo ein Prädikat immer auf ein Subjekt bzw. einen Gegenstand verweist und für dessen Eigenschaft steht. Gerade aber in der Fähigkeit, etwas als etwas zu identifizieren, haben Philosophen von *Aristoteles* bis *P.F. Strawson* die welterschließende Kraft der natürlichen Sprache gesehen.

Wenn die Physik aber gar nicht die uns primär gegebene Lebenswelt beschreibt, sondern eine artifiziell konstruierte Kunstwelt, und darüber hinaus – durch den Erfolg der Naturwissenschaften – auch die Geisteswissenschaften unter enormen Druck geraten sind, in ihrem Bereich ebenfalls die naturwissenschaftliche Methode zu übernehmen (s. Historismus,

Behaviorismus, experimentelle Psychologie, Soziobiologie, Kognitionswissenschaften usw.), so fragt sich, wo dann die uns vertraute und lebendige Welt geblieben ist, für die die Naturwissenschaft offenbar keine Sprache hat. Da Rationalität seit dem 19. Jahrhundert mit naturwissenschaftlicher Erklärbarkeit gleichgesetzt wird, versinken durch diesen verhängnisvollen Kurzschluss elementare Lebensdimensionen wie menschliches Handeln, Fühlen und Denken, erst recht aber Kunst, Kultur, Glaube, Liebe und Ethik oder Phänomene wie Krankheit, Gesundheit und Heilung in einer Grauzone von Irrationalität und Beliebigkeit, für die es im strengen Sinn keine wissenschaftlichen Kategorien geben soll.

Dass dieser Weltverlust sozusagen hausgemacht ist, das heißt, durch die geistige Reduktion aller Lebensphänomene auf quantifizierbare Messwerte selbstverschuldet, zeigt ein Blick in die Wissenschaftsgeschichte, sofern man dabei vor die sogenannte wissenschaftliche Revolution im 17. Jahrhundert zurückgeht, also zu dem vergleichsweise homogenen Zeitraum von immerhin 2.000 Jahren, der weitgehend vom Aristotelismus geprägt war.

4. Aristoteles

Aristoteles (1)

- Begründer der „Wissenschaft vom Lebendigen“
- Bewegung (kinesis)
 - Möglichkeit (dynamis, potentia)
 - Wirklichkeit (enérgeia, actus)
- Wesen (ousía, essentia)
 - Materie (hýle, materia)
 - Form (morphé, forma)
- Ausschluß der Anwendung der Mathematik auf „kinesis“
 - „Mathematische Gegenstände bewegen sich nicht“
- Heilung als qualitative Veränderung / Bewegung (alloíosis / kinesis)

Aristoteles gilt zu Recht als Begründer der „Wissenschaft vom Lebendigen“. Im Gegensatz zu

seinem Lehrer *Platon*, dessen Philosophie in einer eher statischen Ideenlehre gipfelte, ging es *Aristoteles* darum, Bewegung (*kinesis*) zu erklären, und zwar im weitesten Sinne, das heißt nicht nur als Ortsbewegung, sondern auch als Werden und Vergehen sowie als quantitative und qualitative Veränderung (griech. *alloíosis*, *metabolé*). Als Grundkategorien zur wissenschaftlichen Erfassung dieser Phänomene verwendete *Aristoteles* die Begriffe Möglichkeit (griech. *dýnamis*, lat. *potentia*) und Wirklichkeit (griech. *enérgeia*, lat. *actus*). Bewegung jeder Art konnte damit allgemein begriffen werden als die Verwirklichung einer Möglichkeit. *Aristoteles* fasste seine Theorie absichtlich so weit, dass sie – im Gegensatz zur neuzeitlichen Naturwissenschaft, die nur noch Ortsveränderungen von A nach B kennt und beobachtet – auf jede Form von Bewegung anwendbar war, auf das Wachsen einer Pflanze ebenso wie auf den Umschwung eines Gefühls oder den Wechsel der Jahreszeiten.

Aristoteles' Verwurzelung in der Lebenswelt und sein technisch-praktischer Zugang zur Natur zeigt sich auch in einem weiteren Grundbegriff seiner Physik, dem des „Wesens“ (griech. *ousía*, lat. *essentia*). Jedes konkret existierende Wesen lässt sich begreifen als zusammengesetzt aus seiner Materie (griech. *hýle*, lat. *materia*) und seiner Form (griech. *morphé*, lat. *forma*), wobei allerdings Materie und Form bloße Reflexionsbegriffe sind, die alleine für sich überhaupt nicht existieren können. Im Gegensatz zum neuzeitlichen Materialismus wird also gerade nicht (fälschlicherweise) behauptet, dass es so etwas wie Materie an sich einfach so geben könne, sondern alles, was wir jemals beobachten, begreifen und uns vorstellen können, ist durch die damit verbundene Formung immer schon ein Etwas, ein Wesen, und damit bereits geformte Materie. Werden (griech. *génesis*) stellt in diesem Sinne den Übergang von der Unbestimmtheit (Potentialität) einer primären Materie in die Bestimmtheit (Aktualität) einer Form dar, und ist letztlich so etwas wie ein Übergang (*kinesis*) vom Nichts

zum Sein. Klar beschreibbar ist davon aber nur das Gewordene, das das Sein als Form hat.

In der modernen Physik gibt es dagegen nur Übergänge von bestimmten zu anderen bestimmten Zuständen. Das Aristotelische Problem der *kínesis* kommt dort überhaupt nicht vor, was allein schon an der mathematischen Formulierung liegt. Mathematische Funktionen verknüpfen immer nur bestimmte Zustände miteinander. Dies ist auch der Grund, warum *Aristoteles* die Anwendung der Mathematik auf die *kínesis* ausschloss – wohlgermerkt nicht aus Unkenntnis der Mathematik, sondern gerade aufgrund der Einsicht in ihre Grenzen. „Von den mathematischen Gegenständen bewegt sich nämlich keiner“, schrieb er in seiner Abhandlung über die Bewegung der Tiere (MA 698a). Um das konkrete Werden zu fassen, war *Aristoteles* also gezwungen, auf die Mathematik – trotz bzw. gerade wegen der vermeintlichen „Zeitlosigkeit mathematischer Gegenstände“ – zu verzichten.

Für die Homöopathie unmittelbar relevant könnte dieser nicht-mathematisierbare Begriff von Bewegung in dem Moment werden, als man bedenkt, dass *Aristoteles* in analoger Weise den Übergang des gesunden in den kranken Zustand eines Menschen (und umgekehrt) als qualitative Veränderung (*alloíosis*) betrachtete, sodass auch diese Form von Bewegung (*kínesis*) mit seinen Kategorien wissenschaftlichem Begreifen zugänglich war. Mit naturwissenschaftlichen Kategorien dagegen kann man nur entweder versuchen, komplexe Vorgänge wie Krankwerden oder Gesundwerden auf der Ebene von Ortsveränderungen von Molekülen zu beschreiben oder solch höhere Begriffe eben ganz zu meiden. So ist es überaus bezeichnend, dass der Begriff „Heilung“ in modernen medizinischen Wörterbüchern nicht mehr vorkommt – da er sich eben der naturwissenschaftlichen Form von Rationalität entzieht.

Aristoteles (2)

- Teleologie (Zweckgerichtetheit)
- Vier-Ursachen-Lehre
Causa finalis, causa formalis, causa efficiens, causa materialis
- Zweck-Mittel: Kontingenzverhältnis (many-to-many-relation)
- „Hypothetische Notwendigkeit“
Natur als Geschichts- und Sinn-Zusammenhang
- Wesen (ousía) und Grenze (péras) [Spielraum]
- Materie: Ermöglichungsgrund der Form, aber auch ihr Hindernis
Sperrigkeit, Unberechenbarkeit, Nichtantizipierbarkeit [Individualität]

Von größter Bedeutung für die Homöopathie bzw. die Medizin ganz allgemein ist eine weitere, von der neuzeitlichen Naturwissenschaft ebenfalls eliminierte Kategorie der Wissenschaft des *Aristoteles*: die Zweckgerichtetheit (Teleologie) alles Seienden. Ausgehend von der lebensweltlichen Selbst- und Welterfahrung in der griechischen *Pólis* sowie seinem primär technisch-praktischen Verhältnis zur Natur billigte *Aristoteles* jedem Wesen ein Streben nach einem Ziel (griech. *télos*) zu, allerdings abgestuft: vom blinden Streben eines Steins zum Erdmittelpunkt über das bewusste Streben der Tiere nach Selbsterhaltung und Reproduktion der Gattung bis zum vernünftigen Streben des Menschen nach Glückseligkeit und Weisheit.

In der Vier-Ursachen-Lehre spielt die Zweckursache (*causa finalis*) sogar die wichtigste, führende Rolle, denn – wie *Aristoteles* am Beispiel eines Hauses darlegt, dessen Existenz sich eben diesen vier Ursachen verdankt – ohne das Ziel des Bauherrn (*causa finalis*) wären die Steine und Balken (*causa materialis*) von den Handwerkern (*causa efficiens*) nicht nach dem Plan des Architekten (*causa formalis*) zusammengefügt worden.

Ein bestimmter Zweck kann meistens durch verschiedene Mittel erreicht werden, und auch ein bestimmtes Mittel kann verschiedenen Zwecken dienen. (Um satt zu werden, kann man

z.B. Wurst oder Käse essen; und mit einem Hammer kann man sowohl Nägel in die Wand als auch Fensterscheiben einschlagen). Im Gegensatz zur kausalen Verknüpfung von Ursache und Wirkung besteht zwischen Mittel und Zweck also ein Kontingenzverhältnis (was bedeutet, dass es auch andere Lösungswege geben kann). In heutiger Terminologie: eine *many-to-many relation*. Eindeutigkeit kann es im teleologischen Denken also nicht geben.

Teleologie ist eine Form von „hypothetischer Notwendigkeit“ (griech. *anánke ex hypothéseos*), die sich von der „kausalmechanischen“ Notwendigkeit fundamental unterscheidet. Damit etwa eine Säge als Säge funktioniert, muss sie z.B. aus Eisen sein – aber nicht unbedingt, denn jedes andere starre Material täte es auch. Ein Verständnis des Zwecks der Säge erlaubt aber, Eisen als sinnvolles notwendiges Material zu beurteilen und zu sagen: Wenn die Säge aus Eisen ist (und nicht etwa aus Gummi oder Wasser), kann bzw. wird sie funktionieren – falls nichts dazwischen kommt.

Diesen Begriff der „hypothetischen Notwendigkeit“ hat *Aristoteles* auf die Natur übertragen und gegen den der „mechanisch“ wirkenden Notwendigkeit abgegrenzt, auf den sich die moderne Physik beschränkt. Er betrachtete gleichsam die Natur als einen Geschichts- und Sinnzusammenhang, dessen Anfang sich erst vom Ende her erschließt. Nur im Lichte des Zwecks, der allerdings erst am Ende (wenn er verwirklicht ist) sichtbar wird, können die ihn hervorbringenden Ursachen und Prinzipien als sinnvoll beurteilt werden, wodurch wir Natur „verstehen“ können.

Bei einer teleologischen Betrachtung der Natur, die primär also nicht antizipierend (wie die neuzeitliche Naturwissenschaft), sondern rekonstruierend verfährt, ist zwar das Zukünftige nicht im strengen Sinne vorhersehbar (so wie sich eben bei der Saat eines Baumes dessen spätere Gestalt nicht exakt vorherbestimmen lässt), doch erlaubt andererseits der Wesens- bzw. *ousía*-Begriff durchaus eine Eingrenzung

und Spezifizierung von Aussagen über die weitere Entwicklung einer Sache oder eines Prozesses. Da die Möglichkeiten jedes Wesens beschränkt sind, spielen sich auch deren Verwirklichungen innerhalb bestimmter Grenzen (griech. *péras*) ab, die man kennen kann, wenn man das Wesen erfasst hat. So wie es zum Wesen eines Hundes gehört, dass er bellen, aber nicht singen kann, so weiß auch der Ingenieur, welche Qualitäten welchem Stoff innewohnen, die ihn für bestimmte Zwecksetzungen geeignet machen.

So gesehen genügen also auch die „unverwirklichten Möglichkeiten“ einer Substanz klaren Identitätskriterien, wobei allerdings zu beachten ist, dass von einer Möglichkeit nur dann überhaupt gewusst werden kann, wenn sie schon einmal verwirklicht worden ist. (Nur der kann von sich behaupten, er könne Klavier spielen, der wirklich schon Klavier gespielt hat. Oder auf die Homöopathie bezogen: Dass ein bestimmtes Arzneimittel ein bestimmtes Symptom hervorrufen bzw. heilen kann, lässt sich nur dann sagen, wenn es dies schon einmal wirklich getan hat, etwa in einer Arzneimittelprüfung). Insofern kommt bei *Aristoteles* die Wirklichkeit immer vor der Möglichkeit.

Aus zahlreichen weiteren erhellenden Gedanken des *Aristoteles* sei nur noch ein letzter ausgewählt, der ebenfalls für die Homöopathie interessant sein dürfte. Die Form (*morphé*) ist gegenüber der Materie (*hýle*) durchaus emergent, also nicht aus ihr ableitbar (so wie man etwa aus der Verdrahtung eines Computers oder den Bestandteilen einer Glühbirne nicht auf deren Verwendung schließen kann). Andererseits ist aber Materie nicht nur Möglichkeitsgrund für die Form, sondern auch ihr Hindernis. Die Sperrigkeit des Stoffs gegenüber der Form, seine Unberechenbarkeit und Nichtantizipierbarkeit – im handwerklichen Bereich eine bekannte Tatsache – ist ein weiterer Punkt, der von der heutigen Naturwissenschaft nicht mehr adäquat gesehen und konzeptuell gefasst werden kann. Statt dessen versucht man sich des Problems dadurch zu entledigen, dass

Materialien, die die geringste Abweichung von einer definierten Norm aufweisen, als Ausschussware eliminiert und durch möglichst perfekte Ersatzteile substituiert werden.

Weil der naturwissenschaftliche Blick so sehr auf die Berechenbarkeit des Stoffs fixiert ist, werden auch technische Katastrophen (etwa in der Raumfahrt oder in Atomkraftwerken) in der Öffentlichkeit eher auf menschliches Versagen zurückgeführt als auf die unaufhebbare Kontingenz des Stoffes und seinen prinzipiell widerständigen Charakter, selbst wenn es tatsächlich an der Sprödigkeit von Dichtungsringen oder ähnlichem lag.

Auch dieser Punkt könnte Homöopathen insofern betreffen, als diejenigen von ihnen, die – verführt durch die Ideale der modernen Naturwissenschaft – an die Berechenbarkeit der materiellen Welt glauben, bei Fehlschlägen in der Therapie die Schuld am Misserfolg lieber bei sich selbst als beim Arzneimittel, dem Patienten oder den Rahmenbedingungen suchen, während diejenigen, die in aristotelischen Kategorien denken und handeln, auch das Widerständige und Zerstreute des Stoffes als Fehlerquelle erwägen könnten.

Grundsätzlich müsste Homöopathen aber *Aristoteles'* Konzept der Unberechenbarkeit des Stoffes sehr gelegen kommen, da es doch erlaubt, den entscheidenden Unterschied zwischen ihrer individualisierenden Praxis und der verallgemeinernden Theorie der Schulmedizin in wissenschaftlicher Weise zu formulieren und zu begründen.

5. Zwei Arten von Wissenschaft

Zwei Arten von Wissenschaft

- Zwei Prototypen von Wissenschaft
 - Aristotelische Wissenschaft vs.
 - neuzeitliche Naturwissenschaft
- Hahnemann: an der Schnittstelle
- Impetus der Aufklärung
 - Die Medizin in den Rang einer Wissenschaft erheben

Nach diesem Exkurs in die vormoderne Wissenschaftsgeschichte wird ein fundamentaler Unterschied zwischen zwei Prototypen von Wissenschaft sichtbar.

- Auf der einen Seite die aristotelische Wissenschaft, die ihre Begriffe, Prinzipien und Konzepte aus der menschlichen Selbsterfahrung innerhalb der sinnlich erfahrbaren Lebenswelt gewinnt und nach dem Paradigma zielgerichteten Strebens und handwerklicher Herstellung von Mitteln zu bestimmten Zwecken die verschiedensten Naturphänomene und technischen Prozesse erklärt.
- Auf der anderen Seite die neuzeitliche Naturwissenschaft, die – geleitet vom säkularen Interesse an Naturbeherrschung – selektiv nur diejenigen Aspekte der Welt beobachtet und untersucht, die sich messen und wiegen sowie mathematisch-exakt zueinander in Relationen bringen lassen.

Hahnemann lebte und wirkte ziemlich genau an der Schnittstelle zwischen diesen beiden großen Blöcken von Wissenschaftstraditionen. Wenn sich auch einige Wurzeln der neuzeitlichen Art von Naturwissenschaft bis ins 13. Jahrhundert zu *Roger Bacon* und anderen zurückverfolgen lassen – zum neuen wissenschaftlichen Paradigma wurde das Experimen-

tieren, Messen und Mathematisieren der Natur unter Gelehrten und Mäzenen erst im 17. Jahrhundert, in breiten Kreisen der Bevölkerung diskutiert wurde es erst im 18. Jahrhundert, und von der Medizin in größerem Maße aufgegriffen erst im 19. Jahrhundert. Andererseits beherrschte der Aristotelismus noch bis weit ins 18. Jahrhundert hinein die Lehre an den Universitäten, an den medizinischen Fakultäten häufig zusammen mit Galenismus und Humoralpathologie, gegen die *Hahnemann* sein Leben lang polemisierte.

Die Zeit der Aufklärung, in die *Hahnemann* geboren wurde, war geradezu erfüllt von dem Impetus, – geblendet von den sichtbaren Erfolgen der Naturwissenschaften im Gebiet der Technik, Landwirtschaft und Ökonomie und inspiriert vom Glauben an einen kontinuierlichen, ewigen Fortschritt – möglichst viele noch „unaufgeklärte“ Bereiche des Lebens rational, und das hieß jetzt vor allem kausalmechanisch, aufzuhellen. Analog zu *Newton*, der die neuzeitliche Physik als Naturwissenschaft begründet hatte, war es *Kants* Anliegen gewesen, die Metaphysik zu einer streng apriorischen Wissenschaft zu entwickeln, und so sah es *Hahnemann* als seine Aufgabe, nach deren Vorbild endlich auch die Medizin in den Rang einer sicheren Wissenschaft zu erheben. Damals, um 1800, war es – im Gegensatz zu heute – noch keineswegs ausgemacht, dass „wissenschaftliche Medizin“ eines Tages gleichbedeutend mit „naturwissenschaftlicher Medizin“ werden würde. Der ausufernde Pluralismus an Heilsystemen, der *Hahnemann* zunächst an der Medizin verzweifeln ließ, spiegelte vielmehr die allgemeine Umbruchsstimmung wider, die förmlich nach einem neuen einheitlichen Paradigma schrie.

6. Homöopathie

Homöopathie

- Hahnemanns naturwissenschaftlicher Ansatz
 - Experiment, Empirismus, Naturgesetzlichkeit, Induktion
- Hahnemanns rationalistisch-aristotelische Anleihen
 - Potenzen, Dynamis, Lebenskraft, Simile-Prinzip, Schöpfer-Gott, Bestimmung des Menschen
- Zwei Wurzeln der Homöopathie
 - praktisch-lebensweltliche Begriffe und Konzepte
 - theoretisch-naturwissenschaftliche Ideale

In diesem Sinne war es sehr fortschrittlich von *Hahnemann*, bereits zu seiner Zeit – soweit es ging – auf die naturwissenschaftliche Methode zu setzen, die ein halbes Jahrhundert später tatsächlich durch *Rudolf Virchow*, *Robert Koch* und andere der Medizin ein allgemeingültiges und heute auf der ganzen Welt anerkanntes einheitliches Paradigma bescherte (Zellulärpathologie, Bakteriologie). Auch *Hahnemann* versuchte also schon, seine neue Arznei-Heilkunde nach Kriterien zu begründen, die erst weit nach seinem Tod Standard geworden sind.

So führte er seine Arzneimittelprüfungen wohl deshalb an Gesunden, mit Einzelmitteln und unter strikten methodischen und diätetischen Anweisungen durch, um dem neuen Ideal des naturwissenschaftlichen Experiments nahezukommen, demzufolge an möglichst homogenen Substraten unter konstant gehaltenen Randbedingungen nur eine Variable verändert und dann das Ergebnis abgelesen wird. An die damals vor allem in England einflussreiche Strömung des Empirismus, die sich im nachhinein ebenfalls als zukunftsweisend erwies, schloss sich *Hahnemann* insofern an, als auch er – was Arzneimittelprüfungen, Anamneseerhebung und Verlaufsbeurteilungen betrifft – an die Möglichkeit reiner unbezweifelbarer Beobach-

tungen glaubte, eben nach dem naturwissenschaftlichen Modell der unproblematischen Registrierung objektiver Messdaten.

Dass *Hahnemann* bei seiner Reformation der Medizin das naturwissenschaftliche Ideal raumzeit-invarianter Naturgesetzlichkeit und damit Sicherheit und Voraussagbarkeit vorschwebte, zeigen viele Stellen in seinem Werk, etwa wenn er behauptete, die Homöopathie werde einst „den mathematischen Wissenschaften an Zuverlässigkeit nahe kommen“ (Organon VI, § 145/1; vgl. Organon V, § 145/1: „an Gewissheit“). Was dazu noch fehle, seien lediglich genaue „Beobachtungen“ mehrerer Arzneimittelprüfer, so räsionierte er weiter – was wiederum ein bezeichnendes Licht auf *Hahnemanns* Anlehnung an die damals ebenfalls progressive naturwissenschaftliche Methode der Induktion wirft, nach der aus möglichst vielen Einzelbeobachtungen allgemeine Gesetzmäßigkeiten abgeleitet werden sollen.

Soweit einige naturwissenschaftliche Anteile an *Hahnemanns* Entwurf einer rationalen Arznei-Heilkunde. Damit allein ließ und lässt sich aber noch keine Homöopathie begründen. (Wäre das möglich, wäre sie längst an den Universitäten anerkannt bzw. zur Schulmedizin geworden.)

Zusammengehalten wurde das Heilsystem *Hahnemanns* als Ganzes vielmehr durch die Klammer des Rationalismus, einer mächtigen Denkströmung des 18. Jahrhunderts, die von der Voraussetzung ausging, dass der Welt Vernunft zu Grunde liege, die der Mensch mit seiner Vernunft erkennen könne. Dieser Vernunftbegriff war nicht auf die Kategorien der Naturwissenschaft eingeeengt, sodass praktisch alle Bereiche des Lebens thematisiert werden konnten, wie Natur, Kultur, Religion, Anthropologie, Ethik usw. Indem *Hahnemann* sozusagen mit einem Bein noch in dieser Tradition stand, die wiederum so etwas wie ein neuzeitlicher Ausläufer des Aristotelismus war, konnte er gleichzeitig noch Begriffe und Argumentationsmuster benutzen, die mit dem zunehmend

in die Medizin einsickernden naturwissenschaftlichen Ansatz inkompatibel waren.

Bei Begriffen wie Krankheits- oder Arznei-„Potenzen“ hört man förmlich die aristotelische Kategorie der „Möglichkeit“ heraus (lat. *potentia*), während hinter Begriffen wie „Dynamis“ oder „dynamisch“ das gleiche Wort steckt, nur eben in griechischer Sprache (griech. *dýnamis*). *Hahnemanns* Begriff der „Lebenskraft“ wiederum wirkt wie der Versuch einer rationalistischen Fassung von *Aristoteles'* Konzept der „Entelechie“ (griech. *entelecheía*: das zielgerichtete Streben von Lebewesen), die im Gefolge von *Newtons* Physik allerdings in naturwissenschaftlicher Terminologie, daher eben als Kraft, ausgedrückt werden musste. Auch das *Simile*-Prinzip steht letztlich quer zum naturwissenschaftlichen Begriffsrahmen, ist allerdings anschlussfähig an das aristotelisch-scholastische Analogiedenken bzw. den antiken Analogieschluss. Zur Begründung des Ähnlichkeits-Prinzips als einzig möglichem und wahren Heilprinzip war *Hahnemann* schließlich gezwungen, auf Glaubenssätze des Rationalismus wie die Güte und Weisheit des Schöpfers und die hohe geistige und sittliche Bestimmung des Menschen zurückzugreifen, was alles wiederum auf der aristotelischen Teleologie-Lehre beruhte.

Wie man bereits nach diesen wenigen Beispielen sehen kann, hat die Homöopathie mindestens zwei Wurzeln, die sich historisch auf verschiedene Wissenschafts-Traditionen zurückführen lassen:

- Einerseits standen dem Praktiker *Hahnemann* während der Umbruchszeit um 1800 noch die primär lebensweltlich-praktischen Kategorien der griechischen, lateinischen und arabischen Klassiker (kurz des Aristotelismus) zur Verfügung,
- andererseits war der Theoretiker *Hahnemann* bereits erfasst von dem Drang, die Medizin zu einer Naturwissenschaft im Sinne voraussagbaren, mathematisch-sicheren Wissens zu machen.

Insofern finden sich in der Homöopathie sowohl progressiv-naturwissenschaftliche als auch traditionell-teleologische Elemente in einer nur schwer entwirrbaren Mischung, was sie anfällig macht für alle Arten von Interpretationen und „Weiterentwicklungen“. Dies ist der Hintergrund für die aktuelle, wohl kaum in absehbarer Zeit aufzulösende Homöopathie-Debatte.

7. Die wissenschaftshistorische Sicht

Die wissenschaftshistorische Sicht

- 1. Homöopathie ist eine praktische Wissenschaft
 - im aristotelischen Sinne
- 2. Naturwissenschaft in der Krise und Kritik
 - Gefahren und Katastrophen
 - Dekonstruktion ihrer Grundlagen
(Empirismus, naturwissenschaftliche Methode, lineare Kausalität)
- 3. Verhältnis von Theorie und Praxis
 - Theorielastigkeit des naturwissenschaftlichen Weltbildes vs. lebensweltlich-praxisbetonte Weltzugänge
 - Neubestimmung des Stellenwertes naturwissenschaftlicher Theorie

Aus wissenschaftshistorischer Sicht zu bedenken ist dabei vor allem dreierlei.

1. Zunächst ist festzustellen, dass die Homöopathie eine praktische Tätigkeit (griech. *práxis*) zur Heilung von kranken Menschen ist, deren Erfolge bei individuellen Kranken und, was ihre Verbreitung und Popularität rund um die Welt betrifft, für sich selbst sprechen. Indem sie nach einer Methode vorgeht, die nach traditionell-wissenschaftlichen Kriterien strukturiert und nachvollziehbar ist, ist sie eine praktische Wissenschaft – zumindest im klassisch-aristotelischen Sinne. Dies erkennen und anerkennen zu können, ist in der heutigen Zeit nicht immer leicht, da man zu sehr auf moderne Naturwissenschaftlichkeit fixiert ist. Doch wäre dies ein solider Standpunkt. Abzuraten ist dagegen von der Versuchung, mehr über die Homöopathie zu behaupten, als sie von

ihren Prinzipien hergibt („Heilungsgewissheit“ o.ä.).

2. Der Anspruch, dass die Homöopathie Naturwissenschaft im neuzeitlichen Sinne sei, ist aus der Sicht *Hahnemanns* verständlich, da man sich in der allgemeinen Fortschritts-Euphorie seiner Zeit noch nicht vorstellen konnte, dass die Anwendung von Naturwissenschaft der Menschheit nicht nur Nutzen, sondern auch Gefahren und Katastrophen bringen kann. Aus heutiger Sicht mag diese Etikettierung dagegen nicht mehr so attraktiv erscheinen wie damals.

Was zu Beginn der Moderne an naturwissenschaftlichen Prinzipien als progressiv und zukunftsversprechend erschien, ist – aus post-moderner Perspektive – außerdem längst unter die Räder des Dekonstruktivismus gekommen. Der Empirismus wurde etwa vom Konstruktivismus als naive Illusion demaskiert, mit dem Argument, jede Beobachtung sei wesentlich mehr Konstruktion vonseiten des Subjekts als neutrale Perzeption von Objekten. Die naturwissenschaftliche Methode der Induktion und Falsifikation wurde von Wissenschaftstheoretikern wie *Thomas Kuhn* oder *Paul Feyerabend* als selbstgefällige Ideologie entlarvt, zumal der reale Wissenschafts-Betrieb eher sozialen und monetären Interessen folge als den vorgeblichen Kriterien zur Wahrheitsfindung. Das Konzept von linearer Kausalität, Berechenbarkeit und Vorhersehbarkeit der Welt, auf dem die Newton'sche Physik beruhte, wurde schließlich von der Chaosforschung dahingehend relativiert, dass es sich dabei höchstens um einen Spezialfall (in einem künstlich-geschlossenen System) innerhalb eines Universums von nicht-linearen Prozessen handelt.

Wie man sieht, ist Naturwissenschaftlichkeit, was ihre Fundierung und Folgekosten anbelangt, heute selbst in die Krise und Kritik geraten, sodass sie für Mediziner möglicherweise nicht mehr die beste Verbündete zu sein scheint.

3. Da vor dem Hintergrund ökologischer Katastrophen und alarmierender Nebenwirkungen schulmedizinischer Medikamente die Langzeitschäden einer ungezügelten Herrschaft der Naturwissenschaft über alle Lebensbereiche heute immer kritischer gesehen werden, stellt sich nicht nur für die Homöopathie, sondern auch für die Gesellschaft als Ganze die Frage nach einem besser ausbalancierten Verhältnis zwischen naturwissenschaftlicher Theorie und lebensweltlicher Praxis. Wenn die Prädominanz naturwissenschaftlicher Theorien in Bezug auf unser modernes Weltbild und unser Handeln immer deutlicher mit der Gefahr eines physischen, psychischen und geistigen Weltverlustes einhergeht, so erfordert diese Theorielastigkeit unseres Weltbezugs offensichtlich ein Gegengewicht durch komplementäre Weltzugänge, die die lebensweltliche Praxis höher gewichten.

Was zum Beispiel ein Mensch, was ein Lehrer oder was ein Homöopath ist, weiß man am besten und unmittelbarsten dann, wenn man selbst einer ist, das heißt, wenn man vom eigenen praktischen Vollzug her sein Wesen durchschaut, damit umgehen kann und es – nach Möglichkeit – in wissenschaftliche Begriffe fassen kann. Da – im Gegensatz dazu – die theoretische Physik von praktischen und lebendigen Dingen nichts versteht, ja nicht einmal sagen kann, was Materie ist, wird von ihr und der an ihr orientierten Naturwissenschaft auch keine Aufklärung des Wesens der Homöopathie oder ähnlichem zu erwarten sein.

Hat man einmal verstanden, dass Wissenschaft-Treiben selbst bereits eine menschliche Tätigkeit ist, die den Menschen (den sie erklären soll) und seine Praxis immer schon voraussetzt, so ist der erste Schritt zu einer Neubestimmung des Stellenwerts von naturwissenschaftlicher Theorie innerhalb unseres Lebens sowie in unserer Medizin getan. In diesem Zusammenhang könnten lebensweltlich-praktische Kategorien, wie sie in *Aristoteles' „Wissenschaft vom Lebendigen“* vorliegen, künftig zu neuer, ungeahnter Bedeutung gelangen. Wie aus

dem soeben Vorgetragenen unschwer zu ersehen ist, könnte die Homöopathie davon nur profitieren.²

2 Anmerkungen und Literatur zu diesem Vortrag finden sich in *Josef M. Schmidt: Die Homöopathie im Spannungsfeld zwischen aristotelischer und neuzeitlicher Wissenschaft. Schweizerische Zeitschrift für GanzheitsMedizin 21 (2009), 105–111.*

III. Wissenschaftstheoretische Grundlagen

Referate von Kursteilnehmern

Auf Wunsch der Kursteilnehmer wurden zum Thema „Wissenschaftstheoretische Grundlagen“ Referate zu ausgewählten Kapiteln der neueren Wissenschaftstheorie vergeben und am zweiten Kurstag von insgesamt fünf Teilnehmerinnen und Teilnehmern vorgetragen. Dabei wurden gemeinsam Textpassagen aus folgenden Werken interpretiert und diskutiert:

Charles Sanders Peirce (1839–1914):

Zur Entstehung des Pragmatismus. Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag, 1967.

Kapitel 10: Deduktion, Induktion und Hypothese (1878).

Robin Collingwood (1889–1943):

An Essay on Metaphysics (1940). Revised edition. Oxford, Clarendon Press, 1998.

Kapitel 4 und 5: On Presupposing / The Science of Absolute Presuppositions.

Ludwik Fleck (1896–1961):

Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv (1935). Frankfurt am Main, Suhrkamp Verlag, 1980.

Kapitel 4,3: Weitere Bemerkungen über das Denkkollektiv.

Thomas Samuel Kuhn (1922–1996):

Was sind wissenschaftliche Revolutionen?

10. Werner-Heisenberg-Vorlesung gehalten in München-Nymphenburg am 24. Febr. 1981. München, Friedrich-Siemens-Stiftung, 1982.

Paul Karl Feyerabend (1924–1994):

Against Method (1975). Revised edition. London, New York, Verso, 1988.

Kapitel: Preface / Introduction to the Chinese Edition.